

Neue Deutsche Hefte

Beiträge zur europäischen Gegenwart
mit den »Kritischen Blättern«

HERAUSG.: JOACHIM GÜNTHER · RUDOLF HARTUNG

Heft **49**

AUGUST 1958

VERLAGSORT GÜTERSLOH

I N H A L T

Langston Hughes Cora, demütig und ohne Scham · Helmut Lamprecht Gedichte · Peter R. Hofstätter Die Meßbarkeit des Menschen · Gerhard Nebel Motive und Figuren aus Homer · Jürgen Seifert Randbemerkungen · Ernst Barlach Russisches Tagebuch · Carl Linfert Bauten der Brüsseler Weltausstellung · Herbert Eisenreich Biedermeyer-Dämonen · Walter Lennig Die anonyme Stadt im deutschen Roman · K. G. S.: Bibliographie romanischer Zeitschriften · Besprechungen

C. BERTELSMANN

NEUE DEUTSCHE HEFTE

Herausgegeben von Joachim Günther und Rudolf Hartung

HEFT 49 – AUGUST 1958

Langston Hughes: Cora – demütig und ohne Scham	385
Helmuth Lamprecht: Gedichte	393
Peter R. Hofstätter: Die Meßbarkeit des Menschen	396
Gerhard Nebel: Motive und Figuren aus Homer	406
Jürgen Seifert: Randbemerkungen	416
Ernst Barlach: Russisches Tagebuch	418

BLICK IN DIE ZEIT

Carl Linfert: Bauten der Brüsseler Weltausstellung	428
Herbert Eisenreich: Biedermeier-Dämonen	432

KRITISCHE BLÄTTER

R. H.: Kompetenzen	443
Edgar Lohner: Conrad Aiken / A Letter from Li Po & Oether Poems	445
Eberhard Horst: Erich Arendt / Gesang der sieben Inseln	446
Hans Schwab-Felisch: Tibor Déry / Niki oder Die Geschichte eines Hundes	447
Erhard Albrecht: Werner Steinberg / Als die Uhren stehen blieben	448
H. M. Enzensberger: Wolfgang Koeppen / Nach Rußland und anderswohin	450
Franz Schonauer: Gustav Regler / Das Ohr des Malchus	451
Johann Siering: Alfons von Czibulka / Der Tanz ums Leben	453
Jürgen Rausch: Friedrich Georg Jünger / Gedächtnis und Erinnerung	454
Walter Heist: Margarete Buber-Neumann / Von Potsdam nach Moskau	455
Günther Baum: Richard Strauß / Stefan Zweig. Briefwechsel	457
Marleen Schmeißer: Bernhard Fay / Ludwig XVI. oder das Ende einer Welt	458
Friedrich Podszus: Gleb Struwe / Geschichte der Sowjetliteratur	459
Heinrich Hahne: Helmut Schelsky / Die skeptische Generation	461
Jürgen v. Kempster: Ernst Cassirer / Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit	462
Matthias Vereno: Walther Eidlitz / Die indische Gottesliebe / Der Glaube und die heiligen Schriften der Inder	464
Helmuth Olles: Gerhard Storz / Sprache und Dichtung	465
Walter Birenheide: Walther Erben / Marc Chagall	466

FORUM

Walter Lennig: Die anonyme Stadt im deutschen Roman	468
K. G. S.: Bibliographie romanischer Zeitschriften	470
Notizen	472

Die „Neuen Deutschen Hefte“ erscheinen monatlich. Preis je Heft im Abonnement 3,- DM; einzeln 3,50 DM; für Studenten im Abonnement 2,50 DM. Redaktion: Joachim Günther, Berlin-Lankwitz, Kindelbergweg 7, und Dr. Rudolf Hartung, Berlin-Lichterfelde-West, Potsdamer Straße 60. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Rückporto ist beizufügen. Unverlangt eingehende Bücher können nicht zurückgesandt werden. Umschlag S. Kortemeier. Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh. Gesamtherstellung Mohn & Co GmbH, Gütersloh. Alle Rechte vorbehalten. Die „Neuen Deutschen Hefte“ können durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag bezogen werden.

Printed in Germany

I

Melton ist eines der ganz elenden kleinen Nester. Es ist nicht Fisch nicht Fleisch, für eine Stadt nicht groß genug und auch wieder nicht klein genug, um ein Dorf genannt zu werden, wenn man dabei an etwas Ländliches und Liebenswertes denkt. Melton besitzt keinerlei Reize. Es ist nur eine schwer zu beschreibende Ansammlung von Wohn- und anderen Gebäuden in einer bäuerlichen Umwelt – ein ganz trostloser amerikanischer Ort mit Bürgersteigen, aber ungepflasterten Straßen; mit elektrischem Licht, aber ohne Kanalisation; mit einer Bahnstation, auf der aber keine Züge anhalten, außer einem zuckelnden Lokalizug morgens und abends. Und er liegt selbst von Sioux City viele Hundert Kilometer entfernt, gar nicht zu reden von den richtigen Städten.

Cora Jenkins war eine der armseligsten Bewohnerinnen von Melton. Höfliche Leute nannten sie eine Negerin, wollte man sie aber kränken, so hieß es einfach „Nigger“ oder „Hure“, ganz ohne Grund, denn Cora war ein harmloses Gemüt, das, abgesehen von gelegentlichen Flüchen, niemandem etwas zuleide tat.

Vierzig Jahre lebte sie in Melton, war dort geboren und wird voraussichtlich dort sterben. Sie arbeitete bei den Studevants, die sie wie einen Hund behandelten. Sie machte sich nichts daraus. Sie mußte es sich gefallen lassen oder für ärmere Weiße arbeiten, die sie noch schlechter behandelt hätten, oder mit Arbeitslosigkeit rechnen. Cora war wie ein Baum – einmal gepflanzt, wurzelte sie trotz Regen, Wind und Sturm in der Erde.

Sie war bei Studevants Mädchen für alles – sie mußte waschen, bügeln, kochen, schrubben, Kinder versorgen, die alten Leute im Haus pflegen, Feuer machen und Wasser tragen.

„Cora, back drei Kuchen für Marys Geburtstag morgen. Cora, du badest Rover mit der Teerseife, die ich gekauft habe. Cora, gib Mutter etwas Marmelade, aber daß sie mir keinen Rosinenpudding ißt! Wenn du ihr davon etwas gibst, können wir die ganze Nacht laufen. Cora, bügel meine Strümpfe. Cora, komm mal her... Cora... Cora... Cora... Cora! Cora!“

Und Cora antwortete regelmäßig: „Yes, m'am!“

Die Studevants betrachteten Cora als ihren Besitz, und sie hatten sogar recht damit: genau das war sie. Die Falle der „ökonomischen Gegebenheiten“ hielt Cora ihr Leben lang gefangen, und das bedeutete für sie: die Küche der Studevants und kochen, das Wohnzimmer der Studevants und fegen, der Hof der Studevants und Wäsche trocknen.

Will man wissen, warum das so war? Warum die Falle Cora festhielt? Bitte hier sind ein paar Gründe dafür:

Cora war die älteste einer Familie mit acht Kindern – den Jenkins-Niggern, den einzigen Negern in Melton, Gott sei Dank! Wo die Eltern ursprünglich

herkamen, mögen die Götter wissen. Die Kinder waren alle hier geboren. Die Eltern leben noch im Ort, Pa ist Müllkutscher, und die Alte hilft hier und da in den Häusern mit aus, hilft und zankt. Sieben Kinder sind auf und davon gegangen. Nur Cora blieb zurück. Cora konnte einfach nicht fort, weil sonst niemand da war, um Ma zu helfen und für sie zu sorgen. Und früher ging es nicht, weil sonst niemand dafür gesorgt hätte, daß ihre Brüder und Schwestern sich in der Schule ordentlich machten (sie war doch die älteste und mußte Ma helfen). Und noch früher – na ja, irgend jemand mußte schließlich Ma helfen, als ein Baby nach dem anderen kam.

Als Cora noch ein Kind war, blieb ihr keine Zeit zum Spielen. Immer hatte sie einen kleinen Bruder oder eine kleine Schwester im Arm, elende, hungrige, schreiende, schlimme kleine Rangen. Vorzeitig wurde sie auch aus der Schule genommen und ging zu den Studevants zur Arbeit.

Nun wurde sie wenigstens satt. Zunächst arbeitete sie nur den halben Tag und half die übrige Zeit Ma im Hause. Später arbeitete sie ganztägig und mußte ihren Verdienst zu Hause abgeben, damit die anderen Kinder ihrer Eltern satt wurden. Der Vater war ein ziemlicher Trunkenbold. Den kümmerlichen Verdienst aus Abortreinigen, Müllabfuhr und Lumpenhandel verwendete er zum größten Teil für jene Flüssigkeiten, die einen vergessen lassen, daß man daheim acht Kinder hat.

Seine Abende brachte er damit zu, in der Kneipe beim Alkohol dem weißen Pöbel der Ortschaft lange komische Lügengeschichten zu erzählen und Schnaps zu trinken. Als sein Gaul kreperte, mußte Coras Verdienst dazu herhalten, einen neuen zu kaufen, der Pa und seinen wackeligen Wagen zog. Als eine Haushypothek fällig war, verhinderte nur Coras Verdienst, daß der Gerichtsvollzieher ihnen das Dach über dem Kopf wegpfändete.

Als Pa ins Gefängnis geriet, borgte Cora bei Mrs. Studevaut zehn Dollar und bekam ihn mit dieser Bürgschaft frei.

Cora knauserte und sparte, trug abgelegte Kleider von den Studevants, aß, was von deren Essen übrigblieb, und brachte ihren Verdienst nach Hause. Die Brüder und Schwestern wuchsen heran. Die Burschen gingen einer nach dem anderen, so weit wie irgend möglich, von Melton fort. Eine nach der anderen folgten die Schwestern, fast alle mit Schimpf und Schande. „Meinen guten Namen ruinieren“, sagte Pa Jenkins, „meinen guten Namen ruinieren! Du kannst sie nicht zum Beerenpflücken schicken – schon kommen sie entehrt zurück.“ Es mußte etwas an den schokoladenbraunen Jenkinsmädchen sein, was die weißen Landarbeiter der Gegend besonders anzog.

Selbst die unansehnliche Cora hatte einen Verehrer gefunden. Er war – wie lange ist das nun her! – auf einem Güterzug in den Ort eingezogen und hatte als Stallknecht bei der Post gearbeitet, ehe die Autos in Mode kamen. Alle Welt behauptete, er sei ein eingeschriebener Kommunist. Cora war das ganz egal. Er war der erste und einzige Mann, aus dem sie sich was gemacht hatte. Einen farbigen Freund fand sie nie. Es gab weit und breit keinen. Das war schließlich nicht ihre Schuld.

Ihr weißer Freund Joe roch immer nach Stall. Er hatte was Ausländisches an

sich, sprach mit Akzent, hatte flachsbondes Haar, große Hände und graue Augen.

Es war im Sommer gewesen. Ein paar Häuserblocks hinter dem Haus der Studevants dehnten sich Wiesen, Obstgärten und liebliche Felder bis zum Horizont. Nachts standen Sterne am samtdunklen Himmel. Oft auch der Mond. Grillen, Heupferdchen und Glühwürmchen ringsum. Der Duft des Grases. Cora voller Erwartung. Joe war von fern an der glimmenden Zigarette zu erkennen, piff im Dunkeln vor sich hin. Das Liebesspiel währte nicht lange – mit einer Cora, die nach dem Abendessen der Studevants und einem billigen Parfum roch, und Joe, der nach Stall duftete und groß, stark und lieblos war wie die Pferde, die er versorgte.

Ma zankte, weil Cora spät nach Hause kam oder keines der Kinder seit Wochen geschrieben hatte oder weil Pa wieder einmal betrunken war. So ging der Sommer dahin, und sie träumte von großen Händen und grauen Augen.

Cora verließ den Ort nicht, als das Kind kam. Sie verbarg auch nichts. Als das Kind in ihr zu wachsen begann, empfand sie das keineswegs als schändlich. Die Studevants schickten sie nach Hause, Joe verließ den Ort. Pa fluchte, Ma heulte. An einem Aprilmorgen gebar sie ein kleines Mädchen mit grauen Augen, und Cora nannte es Josephine nach Joe.

Nachdem das Kind einmal da war, blieb Cora bescheiden wie immer, aber auch ganz ohne falsche Scham. Neger, die klatschen mochten, gab es in Melton nicht, und das Gerede der Weißen war ihr gleichgültig. Die lebten in einer anderen Welt. Natürlich hatte sie nicht damit gerechnet, Joe zu heiraten oder ihn an sich zu binden. Er kam ja auch aus der anderen Welt. Aber das Kind gehörte ihr – eine lebende Brücke zwischen den beiden Welten. Mochten die Leute reden.

Cora ging wieder auf Arbeit zu den Studevants – und abends kam sie heim, nährte ihr Kind und stritt sich mit Ma. Um diese Zeit bekam auch Mrs. Studevants ein Kind, und Cora nährte es mit. Das kleine Mädchen wurde Jessie getauft. Als die beiden Kinder zu laufen und zu sprechen begannen, brachte Cora manchmal Josephine mit, damit sie mit Jessie spielen konnte – bis Mrs. Studevants Einspruch erhob und sagte, Cora mache ihre Arbeit besser, wenn sie ihr Kind zu Hause lasse.

„Yes, m'am“, sagte Cora.

Doch nach einem Weilchen brauchte sie Cora nicht mehr zu sagen, sie solle ihr Kind zu Hause lassen, denn Josephine starb an Keuchhusten. An einem strahlend schönen Nachmittag sah Cora den kleinen Leib in einem weißen Sarg, der ihren Lohn von vier Wochen gekostet hatte, in der Erde verschwinden. Da Ma bettlägerig war, stand Pa nach Alkohol riechend mit ihr am Grabe. Die beiden ganz alleine. Dem Tod gegenüber war Cora nicht demütig. Als sie sich vom Grabe abwandte, brach sie in Tränen – aber gleichzeitig in einen solchen Schwall von Flüchen aus, daß die Totengräber sie fassungslos anstarrten. Sie verfluchte Gott, der ihr das Leben nahm, das sie geboren hatte. „Mein Baby!“ heulte sie. „Gott verdammt, mein Baby! Ich hab' es getragen, und Du nimmst es weg!“ Sie gellte ihre Herausforderung in den Abendhimmel,

an dem die Sonne versank. Pa war amüsiert und erschrocken zugleich, setzte sie auf seinen schäbigen Wagen und fuhr mit ihr rumpelnd den Weg entlang durch grüne Felder und duftende Wiesen, die sich bis zum Horizont hin erstreckten. Den ganzen Weg durch den häßlichen Ort weinte und fluchte Cora und gebrauchte dabei alle die häßlichen Wörter, die sie von Pa gelernt hatte, wenn er betrunken war.

In der Woche darauf ging sie wieder zu den Studevants. Dem Leben gegenüber war sie sanft und demütig – sie liebte das Baby der Studevants. Sie saß des Nachmittags auf der Hintertreppe mit Jessie auf dem Schoß und wiegte sie in den Schlaf und begrub ihr dunkles Gesicht in dem milchig duftenden Haar des weißen Kindes.

2

Die Jahre gingen dahin. Pa und Ma Jenkins verschrumpelten nur ein bißchen mehr. Der alte Mr. Stdevant starb. Die alte Dame hatte zwei Schlaganfälle. Mrs. Art Stdevant und ihrem Mann mit grauem Haar und Hängebauch sah man ihre Jahre an. Die Kinder waren fast alle erwachsen. Kenneth übernahm vom Großvater den Eisenwarenladen. Jack ging aufs College. Mary war Lehrerin geworden. Nur Jessie war noch ein Kind und im letzten Schuljahr. Sie war schon neunzehn und nur langsam auf der Schule mitgekommen, aber jetzt stand auch sie vor dem Abschlußexamen. Im Herbst sollte sie auf ein College kommen.

Cora fürchtete sich, an diesen Abschied zu denken. In ihrem Herzen hatte sie Jessie adoptiert. In dem großen und lieblosen Hauswesen war Cora für Jessie der ruhende und schützende Baum, unter den sie mit ihrem Kummer flüchten konnte. Wenn Mrs. Art Jessie verprügelt hatte, fand sie noch mit strömenden Tränen den Weg in die Küche zu Cora. Bei jedem Semesterschluß, wenn Jessie, wie gewöhnlich, in einigen Fächern schlechte Noten nach Hause brachte (und das kam immer wieder vor, weil Jessie ein dummes Kind war), bekam immer Cora zuerst das schlechte Zeugnis zu sehen. Dann tüftelte Cora einen Weg aus, wie man den Erwachsenen die schlechte Nachricht vorsichtig beibringen konnte.

Ihre Mutter schämte sich immer ein bißchen über die dumme kleine Jessie, denn Mrs. Art war Meltons gesellschaftlicher und sozialpolitischer Mittelpunkt, drei Jahre nacheinander Präsidentin des Frauenklubs und eine der Säulen ihrer Kirche. Ihre älteste Tochter Mary, die Lehrerin, trat würdevoll in die Fußtapfen der Mutter, aber Jessie! Dies Kind! Dresche in der Jugend und Schelte jetzt änderten Jessie innerlich nicht. Sie blieb ein plumpes, dummes pickliges, dickfelliges und sonderbares Mädchen. Jedermann hatte an ihr etwas auszusetzen, nur Cora nicht.

In der Küche blühte Jessie auf. Sie lachte. Sie schwatzte. Manchmal war sie sogar witzig. Und sie lernte wundervoll kochen. Mit Cora schien alles so einfach – nicht so vertrackt wie Algebra, lateinische Grammatik oder staatsbürgerliche Probleme in Mutters Klub, oder wie die Predigt in der Kirche. Nirgend-

wo in Melton und bei niemandem fühlte sich Jessie so wohl wie bei Cora in der Küche. Sie wußte, daß ihre Mutter auf sie als ein dummes Kind herabsah. Und zu Vater hatte sie keinerlei Beziehung. Er war immer viel zu sehr mit Kauf und Verkauf beschäftigt, als daß er sich um die Kinder kümmern konnte. Oft war er auch auf Geschäftsreisen. Die alte, zitterige Großmama machte Jessie krank und todmüde. Cousine Nora – Mutters Cousine – war steif und trocken wie eine Pastorentochter. Jessies ältere Brüder und Schwestern gingen ihre eigenen Wege, sie sahen Jessie kaum, höchstens bei den Mahlzeiten am großen Familientisch.

Wie alles andere Unerfreuliche im Haus wurde auch Jessie Cora überlassen, und diese war glücklich darüber. Ein Kind zu haben und dafür zu sorgen, ein Kind gleichaltrig mit ihrer Josephine – das gab ihrem Leben einen Sinn und tief im Herzen eine gewisse Wärme. Cora war es, welche die häßliche kleine Jessie die ganzen Jahre hindurch versorgte, bemutterte, herzte und liebhatte. Und nun war Jessie eine erwachsene junge Dame, die – wenn auch verspätet – vor dem Schulabschluß stand.

Mit Jessie war etwas passiert. Cora erfuhr es eher als Mrs. Art. So dumm war Jessie nun wieder nicht, daß sie nicht einen Freund gehabt hätte, und sie erzählte Cora davon, wie man es einer Mutter erzählt. Aber sie hatte Angst, mit Mrs. Art darüber zu sprechen. Angst! Angst! Angst!

Cora sagte: „Ich werd’ es ihr sagen.“ Demütig, aber ohne falsche Scham in natürlichen Dingen, baute sie sich eines Tages vor Mrs. Art in der Veranda auf und teilte ihr schlicht mit: „Jessie wird ein Kind bekommen.“

Cora lächelte dabei, aber Mrs. Art wurde steif wie ein Wachsstock. Sie kniff die Lippen zusammen, erhob sich wie ein Soldat, ließ sich wieder in den Stuhl fallen, stürzte zur Tür, drehte sich noch einmal um und flüsterte: „Was?“

„Yes, m’am, ein Kind. Sie hat es mir erzählt. Ein kleines Kind. Der Vater ist Willi Matsoulos, dessen Eltern den Eissalon auf der Hauptstraße haben. Sie möchten gern heiraten, aber Willi ist verreist. Er weiß noch gar nichts von dem Kind.“

Cora hätte sicher weiter, demütig und ohne Scham, von dem kleinen Ungeborenen erzählt, wenn nicht Mrs. Art einen hysterischen Zusammenbruch erlitten hätte. Cousine Nora kam aus dem Bibliothekszimmer herbeigestürzt, ihre Brille klapperte an einem Kettchen. Die uralte Frau Studevant schob ihren Rollwagen herbei, sie stotterte und zitterte vor Aufregung. Jessie wurde gerufen und erschien rot und verschwitzt, es wurde ihr aber bedeutet zu verschwinden, denn als ihre Mutter vom Sofa her sie sah, heulte sie noch lauter als zuvor. Man lief nach Kampfer, Wasser und Eis. Im ganzen Haus hörte man Geflenne und Gebete, Skandal! O Gott! Jessie in so scheußlicher Lage!

„Da is keine Schwierigkeit nich bei“, behauptete Cora, „is nicht schwierig, ’n Kind zu kriegen, das man gerne haben möchte. Ich hab’ auch eins gehabt.“

„Halt den Mund, Cora!“

„Yes, m’am ... aber ich hab’ auch eins gehabt.“

„Schluß, habe ich gesagt!“

„Yes, m’am.“

Von diesem Augenblick an wurde Cora aus der Geschichte herausgehalten. Jessie wurde auf ihr Zimmer verbannt. Als Mrs. Mary an diesem Nachmittag aus der Schule kam, schlossen sich die vier weißen Damen in Mrs. Arts Schlafzimmer ein. Zum ersten Mal in ihrem Leben konnte Cora das Essen kochen, ohne ständig abgerufen zu werden. Mr. Studevant war verreist, nach Des Moines. Cora hatte den unbestimmten Wunsch, er möchte hier sein. Der große und grobe Kerl hatte mehr gesunden Menschenverstand als alle Frauen im Hause zusammen. Bei ihm wäre es durchaus möglich gewesen, daß er eine Blitzhochzeit aus der ganzen Geschichte gemacht hätte. Hatte aber Mrs. Art zu bestimmen, so würde Jessie niemals den kleinen Griechen heiraten. Das war Cora klar. Es war bisher kein Mann gefunden worden, der wert schien, mit Jessies Schwester Mary vermählt zu werden. Mrs. Arts Ehrgeiz ließ den Söhnen griechischer Eisverkäufer und ihresgleichen keine Hoffnungen.

Jessie heulte, als Cora ihr Essen brachte. Die Negerin ließ sich auf dem Bett-rand nieder und umschloß den Kopf des weißen Mädchens mit ihren dunklen Händen. „Liebling, mach dir keine Sorgen“, sagte Cora, „bleib bei deiner Absicht, und wenn dein Freund zurückkommt, sag ihm, wie die Dinge stehn. Wenn er dich liebt, wird er dich zur Frau haben wollen. Und da gibt es gar keinen Grund nich, warum ihr nich heiraten könnt – wo ihr beide weiß seid. Mag er auch ein Ortsfremder sein, er is doch ’n netter, ordentlicher Junge.“

„Er liebt mich“, sagte Jessie, „ich weiß es. Er sagt es auch.“

Aber ehe der Junge oder Mr. Studevant wieder im Ort waren, verreiste Mrs. Art mit Jessie nach Kansas City. „Eine Einkaufsreise für Ostern“, stand in der Lokalzeitung.

Inzwischen kam der Frühling mit voller Blütenpracht, und Obstgärten und Felder dehnten sich vom Ortsrand lieblich und grün bis zum fernen Horizont. Cora entsann sich ihres eigenen Frühlings vor zwanzig Jahren, und in ihrem Herzen wallte große Sympathie und Mitleid für Jessie auf, die so alt war, wie jetzt auch Josephine sein würde, wenn sie noch lebte. Auf den Stufen der Küchentreppe sitzend und Erbsen palend, überdachte sie ihr Leben – die langen Jahre der Arbeit für die Studevants, die langen Jahre, in denen sie zu niemand anderem als zu Ma und Pa gegangen war –, und Josephine lebte nicht mehr, nur Jessie war noch da, um ihr Herz zu erwärmen. Sie begriff, daß Jessie das Kostbarste war, das ihr in der Welt geblieben war. Sie war sehr in Sorge, nun wo das Kind so lange fort war.

Nach zehn Tagen kam Mrs. Art mit ihrer Tochter zurück. Und Jessie war magerer und blasser, als sie es je im Leben zuvor gewesen war. Alles Licht in ihren Augen war erloschen. Mrs. Art sah ein bißchen verstört drein, als sie aus dem Zug stieg.

„Jessie hatte schrecklichen Durchfall in Kansas City“, erzählte Mrs. Art ihren Nachbarn und den Klubdamen. „Deshalb blieben wir so lange fort, wir mußten warten, bis Jessie wieder reisen konnte. Sie sieht so gesund aus, aber sie ist nie ein besonders kräftiges Kind gewesen. Sie ist ein Nagel zu meinem Sarg.“

Mrs. Art sprach sehr viel und erklärte sehr viel, was Jessie in Kansas City Unbekömmliches gegessen habe. Zu Hause ging Jessie ins Bett. Sie wollte nichts essen. Als Cora ihr Essen brachte, flüsterte sie: „Das Baby ist fort.“ Cora lief dunkelrot an und biß sich auf die Lippen, um einen Fluch zu unterdrücken. Sie warf Jessie die Arme um den Hals. Das Mädchen schluchzte. Das Essen wurde unberührt fortgetragen.

Eine Woche verstrich. Man versuchte, Jessie zum Essen zu zwingen. Aber ihr Magen behielt nichts bei sich. Das Weiße in ihren Augen färbte sich gelb, ihre Zunge hatte einen dicken weißen Belag, und ihr Herz flatterte mit wilden Stößen. Der alte Dr. Brown wurde gerufen, aber innerhalb eines Monats war Jessie tot.

Den griechischen Jungen sah sie nie wieder. Sein Vater verlor wahrhaftig seine Konzession, auf Grund mehrerer Beschwerden von Müttern, unterstützt vom Frauenklub, weil er künstlich gefärbtes Eis verkauft habe. Mrs. Art Studevant hatte einen Feldzug begonnen, um die Stadt von nicht einwandfreien Händlern und zweifelhaften Charakteren zu befreien. Und die Griechen gehörten zu der einen oder anderen Kategorie. Eine Zeitlang schloß man sogar Pa Jenkins' Lieblingskneipe, wo Alkohol geschmuggelt wurde. Mrs. Studevant bildete sich ein, damit Cora einen Gefallen zu tun, aber Cora sagte nur: „Pa säuft schon so lange, nun laßt ihn bloß dabei.“ Sie weigerte sich, den Säuberungsfeldzug ihrer Herrschaft zur Kenntnis zu nehmen. Und mitten in dem allgemeinen Aufwaschen starb Jessie.

Am Tag der Beerdigung war das Haus mit Blumen überflutet. Die Aussegnung wurde nicht in der Kirche, sondern wegen Grandmas Schwäche im Haus vorgenommen. Die ganze Familie war in tiefster Trauer. Mrs. Art war völlig gebrochen. Kurz vor der eigentlichen Feierstunde erholte sie sich aber offenbar und aß ein Omelett, „um den Nachmittag überstehen zu können“.

„Und, Cora, koch mir ein ganz klein bißchen Schinken hinein. Ich fühl' mich so schwach.“

„Yes, m'am.“

Die oberste Klasse der Schule erschien geschlossen. Der Frauenklub kam mit angesteckter Vereinsnadel. Hochwürden Dr. McElroy trug seinen höchsten Kragen und seinen längsten Rock. Der Chor stand hinter dem Sarg, und ein Solist sang: „Er weidet seine Lämmer wie ein guter Hirte.“ Es war ein wunderschöner Frühlingstag und ein wunderschönes Begräbnis. Nur Cora störte die Eintracht. Ihre Anwesenheit bedurfte keiner Erklärung, war sie doch die Hausangestellte; aber was sie tat und wie, das blieb bis heute in Melton Stadtgespräch – denn Cora war im Angesicht des Todes *nicht* demütig.

Als Hochwürden Dr. McElroy mit seiner Lobhudelei fertig war, als der Klassensprecher seine Ansprache beendet hatte und die Lieder gesungen waren und als der Augenblick gekommen war, in dem die Verwandten und Freunde sich zu einem letzten Abschiedsblick auf Jessie Studevant um den Sarg versammeln sollten, erhob sich Cora von ihrem Stuhl an der Eßzimmertür und sagte: „Liebling, ich möchte etwas sagen.“

Sie sprach so, als redete sie Jessie an. Sie näherte sich dem Sarg und hob ihre

braunen Hände über den Leib des weißen Mädchens. Ihr Gesicht war vor Aufregung verzerrt. Die Trauergesellschaft saß wie versteinert, und es herrschte eine Weile völlige Stille. Plötzlich kreischte Cora: „Man hat dich ermordet. Und für nichts und wieder nichts . . . Man hat dein Kind ermordet . . . Im Frühling deines Lebens hat man dich von hier fortgebracht, und nun bist du davongegangen!“

Die Menschen saßen wie angewurzelt auf ihren Stühlen. „Sie halten dir eine schöne Grabrede, und sie sagen gar nichts. Sie singen dir Lieder, und sie sagen gar nichts. Aber Cora ist hier, Liebling, und sie will sagen, was sie dir angetan haben. Sie will ihnen sagen, warum sie dich nach Kansas City gebracht haben.“

Ein Schrei gellte durch den Raum, und Mrs. Art fiel ohnmächtig und stocksteif in ihrem Stuhl hintenüber. Cousine Nora und Schwester Mary saßen erstarrt da. Die Männer der Familie stürzten vor, um Cora zu ergreifen. Sie stolperten über Kränze und Girlanden. Ehe sie Cora erreicht hatten, zeigte diese mit ausgestrecktem Finger auf die Frauen in Schwarz und schrie: „Die haben dich ermordet, Liebling! Die haben dich und dein Kind getötet. Ich hab' ihnen, gesagt, daß du es liebtest, aber sie scherten sich nicht darum. Sie töteten es, bevor es da war.“

Ein starker Arm umschlang Cora, ein anderer packte sie. Die Männer der Familie Studevant stießen und zerrten Cora durch den freien Gang zwischen den Klappstühlen, durch das völlig überfüllte Eßzimmer in die leere Küche und durch den Perlenvorhang hinaus in den Hof. Cora wehrte sich auf dem ganzen Weg und schleuderte ihre Anklagen gegen die Frauen. An der Tür brach sie in Schluchzen aus und weinte herzerbrechend um Jessie.

Weinend setzte sie sich auf die Waschbank im Hof. Schwach hörte sie vom Wohnzimmer her den Chor singen. Kurz darauf nahm sie sich zusammen und trat wieder ins Haus. Langsam sammelte sie ihre paar Habseligkeiten in der Küche zusammen, ihre Schürzen, ihren Regenschirm und verließ das Haus, ging die Gasse hinab nach Hause zu Ma. Nie kehrte Cora mehr zu ihrer Arbeit zu den Studevants zurück.

Ma und sie lebten nun von einem kleinen Gartenbetrieb und von Pa's Lumpen, wenn es ihnen glückte, ihm mit Gewalt etwas von seinem mageren Verdienst abzujagen, ehe er ihn in Alkohol umgesetzt hatte.

Trotz allem, Pa, Ma und Cora, die Jenkins-Nigger, schafften es immer, irgendwie am Rande von Melton ihr Dasein zu fristen.

LOTOS

Samen der Lotosblume –
nach zehntausend Jahren
gläubig mit Wasser getränkt:
wie spät kam dies Leuchten der Keime!

Hob das schlafende Auge der Zeit
für Sekunden das Lid?
Längst vergessener Wesen Sehnsucht
blüht weiß in den Tag.

Wer aber wird, und wann,
eure Saat, ihr Vergeblichen,
gläubig mit Wasser tränken?

WASSER IM GLAS

Noch immer das Wasser im Glas,
das du mir gestern reichtest
(mir war die Kehle so trocken);

das du mir reichtest,
indem deine Hand ein Zittern befiel;
das du mir reichtest,
indem dein Blick mich traf – .

Noch immer das Wasser im Glas,
das du mir gestern reichtest . . .

NACH ZEHN JAHREN (1955)

Warum macht der Knall
einer heftig zugeschlagenen Tür
mein Herz beben?

Woher beim Schlafengehen
die Angst
vor bösem Erwachen?

Was sind das für Assoziationen,
die mich beim Auslöschen eines Zigarettenstummels
an den Tod von Menschen denken lassen?

Was muß geschehen sein,
daß mir jedes Wort über Humanität
wie Lüge tönt?

Und immer Sehnsucht
beim Anblick
eines einfachen Steins . . .

BODENSEE

Zauberspiegel des Sommers,
von Bergen gerahmt
in dunstigem Blau.
Hier in der Bucht
ist alles nur lieblich.

Die Zweige, lianengleich
zum Wasser sich neigend, durchgeht
kein Hauch. Und dennoch – woher? –
regt sich, flirrend, der Spiegel.

Wasser und Licht. Die Sommerstille
summt Bläue; doch der Libelle Körper,
blitzend dort um den Stein:
Blauerer sah ich nie.

GEFRORENER WEIHER

Zerbrechlicher Zauber
des Frostes auf dem Weiher.
Reglos das Wasser
unter dem Eis.
Steine am Grund,
erstarrte Gräser.

Nur einmal ein Fisch,
grau und fremd,
aus dem Dämmer der Mitte.
Wie ein Traum
langsam vorbei,
dunkel deutend
die Reglosigkeit.

FRÜHE NEIGE

Fallen Nebel
schon in die Hochzeit
des Jahrs?
Eben erst war doch
aus endlosem Regen
der Juli getaucht.

Schwerer werden
mir schon die Lider.
Ich will
langsamen Schrittes
und heiter lächelnd
zur Brücke gehn.

Ja, schon der Herbst. Das Jahr
überspringt seine Mitte.
Wird nicht auch uns
wortlos
das Höchste verwehrt?

PETER R. HOFSTÄTTER
DIE MESSBARKEIT DES MENSCHEN

Der hl. Augustinus bezieht sich in „De civitate dei“ an zwei Stellen auf die Anrufung Gottes in der Weisheit Salomos (XI, 21): *Omnia in mensura et numero et pondere disposuisti*. Es geschieht das einmal (XI, 30) in der Exegese der Sechszahl der Schöpfungstage, wobei ausgeführt wird, daß die Zahl 6 darum vollkommen sei, weil sie als erste Zahl der Summe ihrer Teilungszahlen gleicht („*numerus . . . senarius primus completur suis partibus*“; $1 + 2 + 3 = 6$). In der kosmischen Zahlensymbolik der Pythagoreer – so bei Philolaos – und der Gnostiker wird die Sechszahl deshalb wohl der „Beseelung“ zugeordnet. Der andere Hinweis (XII, 18) findet sich im Rahmen der These, daß die grenzenlose Weisheit Gottes auch die Unendlichkeit umfaßt. Dabei wird auch der Mensch nicht ausgenommen; denn Augustinus beruft sich ausdrücklich auf Matthäus XII, 30: „Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupt alle gezählt.“ Das mag kein allzu beunruhigender Faktor sein, aber daß der Mensch meßbar sei, liegt keineswegs außerhalb des Rahmens der christlichen Anthropologie; das bezeugt schon die in zahlreichen Bildern festgehaltene Vorstellung von der Seele, die beim Jüngsten Gericht gewogen werde. Diese Szene schildert uns bereits das ägyptische Totenbuch, sie klingt auch in der Deutung an, die der Prophet Daniel dem König Belsazar für das geheimnisvolle Wort „Tekel“ gibt: „Man hat dich in einer Waage gewogen und zu leicht befunden“ (Daniel 5, 27).

Das alles liegt – zumindest dem Anschein nach – weit außerhalb der Problematik unserer empirischen Psychologie von heute. Dennoch stoßen wir an ihrer Schwelle auf die gleiche Metapher, wenn Johann Nicolas Tetens in „Philosophische Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwicklung“ (1777) der Berechtigung nachsinnt, mit der „Herr Wieland . . . den Geist Shakespeares für größer hielt als den Geist des Newton“ (II, p. 658). Er fragt sich: „Aber welche Waage, welche Gewichte gehören dazu, zweien solche Geister gegeneinander abzuwägen?“ Man weiß, wie sich Tetens aus dieser Schwierigkeit durch die Annahme rettete, daß nicht eine Waage und ein Satz von Gewichten zur Entscheidung ausreichen, sondern daß der Vergleich in mehreren „Dimensionen“ durchgeführt werden müsse, z. B. in der des „feinen Gefühls“, des „Beobachtungsgeistes“, des „Gedächtnisses“ und in anderen. Dieser Weg nimmt von einer Lehre seinen Ausgang, die eine Mehrheit voneinander unabhängiger „Vermögen“ postuliert, und er führt in die Bereiche der modernen statistischen Faktorentheorie. Er interessiert uns im Augenblick insofern nicht, als er das einfache Bild von der Waage und den Gewichten bald hinter sich läßt. Außerdem sind wir mit Tetens viel zu nahe an unserer Gegenwart, um unser Problem überhaupt richtig sehen zu können. Die Waage-Metapher als Ursprungsort der Frage nach der Meßbarkeit des Menschen wird uns klarer, wenn wir erfahren (P. Einzig: *Primitive Money*, London 1949, p. 212), daß „zu wägen“ im Sprachgebrauch der Babylonier

soviel bedeutete wie etwas in Metallgeld bezahlen, während „zu messen“ den Nebensinn hatte, daß die Bezahlung in Naturalien, d. h. in Getreide, erfolgen sollte. Der Kodex Hammurabi, der uns die Rechtsnormen zu Beginn des zweiten vorchristlichen Jahrtausends überliefert, enthält bereits genaue Vorschriften darüber, welche Güter und Leistungen „bemessen“ und welche „gewogen“ werden; für Leihochsen und für die Dienste von Landarbeitern zahlte man in Getreide, Ärzte und Handwerker wurden hingegen mit Metallgeld entlohnt. In der Kupfer-, Silber- und Goldwährung der Schekel und Minen wurden auch die Preise für Sklaven ausgedrückt. Eine junge Sklavin kostete 13 Schekel, ein männlicher Sklave „wog“ etwa die Hälfte. In der unseren Abscheu herausfordernden Sphäre des Menschenhandels steht die Meßbarkeit des Menschen ganz außer Zweifel. Um 1790 soll sich der Wert eines Negersklaven in den USA (M. R. Davie: *Nigroes in American Society*, New York 1942) auf 150-200 Dollar damaligen Kurses belaufen haben; im Jahre 1750 zahlte die englische Krone elf Taler für einen hessischen Reiter; das technische Personal der Ölgesellschaften soll z. Z. Arabermädchen für etwa 1000 DM erwerben können; für junge weiße Sklavinnen werden hingegen in Seiyum ungefähr 3000 DM gefordert. Von sehr viel höheren Preisen ist dann die Rede, wenn z. B. ein Star des Fußballs von einem Sportverein an einen anderen „verkauft“ wird; in diesem Zusammenhang werden mehrere 100000 DM genannt. Sir William Petty, der in seiner „Politischen Arithmetik“ im Jahre 1690 den Wert des menschlichen Lebens auf 80 Pfund Sterling berechnet hatte, würde über eine solche Inflation der Preise wohl staunen.

Scherz beiseite, die Waage-Metapher stammt aus sehr realen Bereichen des irdischen Lebens. Abermals ist es der Kodex Hammurabi, der das Sühnegeld beziffert, das im Falle von Körperverletzungen zu entrichten ist. Die Verwundung eines gleichgestellten Mannes von edlem Geblüt kostet 60 Schekel, die eines einfachen Mannes hingegen nur 10 Schekel. Zur Zeit Karls des Großen wurde der Tod eines fränkischen Freien mit 200 Solidi gesühnt, der eines römischen Freien mit 100 Solidi; in beiden Fällen verdreifachte sich der Preis, wenn der Erschlagene im Dienste des Königs gestanden hatte (R. H. Lowie: *Social Organization*, New York 1948). Der Wert des Solidis wurde dabei als der Preis eines einjährigen Ochsen standardisiert (P. Einzig a. a. O., p. 265). Von den Beduinen berichtet A. Musil im Jahre 1928, daß der Blutpreis für den männlichen Angehörigen eines verwandten Stammes ein Pferd, 50 Kamelstuten und eine komplette Reiterausrüstung beträgt; er senkt sich im Falle einer getöteten Frau auf 25 Kamelstuten und für einen Mann aus einem fremden Stamm genügen sogar schon sieben Kamele (nach I. S. Slotkin: *Social Anthropology*, New York 1950). Hier muß daran erinnert werden, daß sich von dem germanischen „wergild“ unser Wort „Vergeltung“ ableitet, wie denn auch „Geld“ ursprünglich nicht ein genormtes Zahlungsmittel, sondern „Ersatz“ und „Opfer“ bedeutet; die „Gilde“ ist im Sprachgebrauch des 11. Jahrhunderts eine „Versammlung zum Opferschmaus“ (F. Kluge: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, 12. Aufl., Berlin-Leipzig 1943).

Die Weisheit Salomos, daß Gott alles nach Maß, Zahl und Gewicht geschaffen hat, klammert – wie man sieht – kraft uralten Brauchs den Menschen nicht aus. Zum Beweis dieser These läßt sich auch das reiche Material heranziehen, das wir hinsichtlich des in den verschiedensten Gesellschaftssystemen üblichen Frauenkaufs besitzen. Wer heute die Frage nach der Meßbarkeit des Menschen aufwirft, muß sich darüber im klaren sein, daß auf sie schon längst und in der handgreiflichsten Form eine positive Antwort vorliegt. Auch wenn wir vom Sklavenhandel, Sühnegeldern, Brautpreisen absehen, operieren wir doch seit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts in steigendem Maße mit den Begriffen der Lebensversicherung, durch die abermals der monetäre Gegenwert von Menschen fixiert wird. Der Gedanke ist grotesk, aber genau besehen kaufen wir unsere Angehörigen durch den Abschluß einer Lebensversicherung oder durch den Eintritt in eine mit Pensionsrechten ausgestattete Stellung von den Gefahren einer imaginären Sklaverei los. Ohne dadurch freilich in der Praxis irre zu werden, können wir trotzdem die Entrüstung verstehen, mit der schon um 1760 der lutherische Kameralist von Justi auf Grund religiöser Bedenken die Versicherung des Lebens ablehnte; das Leben sei unendlich wertvoll und entziehe sich daher der zahlenmäßigen Veranschlagung (A. Müller-Armack, *Genealogie der Wirtschaftsstile*, Stuttgart 1941).

Ich habe den Eindruck, daß sich die Situation unseres Problems heute nicht allzu wesentlich von der unterscheidet, die vor 200 Jahren bestand. Auf der einen Seite finden wir die soziale Pragmatik, die den Menschen als eine meßbare Größe einkalkuliert, und auf der anderen Seite bejahen wir den Satz Heraklits von der Seele, „deren Grenzen du nicht ausfindig machen kannst, wenn du auch alle Wege abschrittest; so tiefgründig ist ihr Wesen“ (Fr. 45). Wir verschreiben uns, so scheint mir, zwei verschiedenen Menschenbildern mit etwa der gleichen Ernsthaftigkeit. Wollte jemand unseren Wert auf die Waagschale legen und mit irgendwelchen Gewichten bemessen, würden wir ihn entrüstet zurückweisen oder verlachen, gleichzeitig haben wir aber ein sehr empfindliches Gefühl dafür, ob wir ein unserem Werte entsprechendes Ansehen genießen und ob die Bezahlung unserer Leistungen diesen gerecht wird oder nicht. Es scheint mir notwendig, den Ursachen dieses merkwürdigen Zwiespalts nachzuforschen. Wie kommt es, daß wir uns einmal von außen her – sozusagen – mit den Augen der Gesellschaft sehen, um uns sodann – von innen her – als völlig einmalige, durchaus unwägbare und im Grunde sogar unfaßbare Wesen zu betrachten? Ich glaube, daß das die Form ist, auf welche die Frage nach der Meßbarkeit des Menschen gebracht werden muß. Die andere Frage, die nämlich nach der Güte und Vertrauenswürdigkeit der zur Zeit vorhandenen diagnostischen Hilfsmittel, der Tests und Fragebogen z. B., ist erst von sekundärer Bedeutung.

Beginnen wir damit, was die Gesellschaft am Individuum interessiert: Die Bibel sowohl als Platos Staatsutopie geben uns darauf einige Hinweise. Da wird z. B. im Buche der Richter (7, 1-8) von dem Sieg Gideons über die Midianiter berichtet. Zur Auswahl der für den Kampf geeigneten Mannschaften

gibt Gott der Herr Gideon zwei Tests an die Hand. Der erste besteht in einem öffentlichen Aufruf: „Wer blöd und verzagt ist, der kehre um! . . . Da kehrten des Volkes um 22000, daß nur 10000 übrigblieben.“ Im modernen Sinn handelt es sich hier wohl um ein Stück Motivationsanalyse; wer ohne Kampfgeist ist, leistet in der Schlacht auch nicht viel. Die Anweisung zum zweiten Test hat den folgenden Wortlaut: „Führe sie hinab ans Wasser, daselbst will ich sie dir prüfen . . . wer mit seiner Zunge Wasser leckt, wie ein Hund leckt, den stelle besonders; desgleichen, wer auf seine Knie fällt, um zu trinken . . . Da war die Zahl derer, die geleckert hatten aus der Hand zum Mund, 300 Mann . . . und der Herr sprach zu Gideon: Durch die 300 Mann, die geleckert haben, will ich euch erlösen und die Midianiter in deine Hand geben; aber das andere Volk laß alles gehen an seinen Ort.“ Der Sinn dieses Tests ist nicht völlig klar; es könnte sich um eine Auswahl unter dem Gesichtspunkt tierhafter Ursprünglichkeit („wie ein Hund“) ebensowohl aber auch um eine Probe der Selbstbeherrschung handeln. Bemerkenswert ist jedenfalls, daß sich die Anzahl der für den tatsächlichen Kampfeinsatz Geeigneten im Zuge dieser Auswahl auf kaum mehr als 1% der Gesamtbevölkerung beschränkte; dieser Wert dürfte auch angesichts der Millionenheere des 20. Jahrhunderts einen recht brauchbaren Maßstab darstellen. Ebenfalls auf Verhaltensproben basiert das von Platon im Dialog *Politeia* (III, 413) empfohlene Auswahlverfahren für die Wächter des idealen Gemeinwesens, in dessen Verlauf diese auf verschiedenen Altersstufen in Situationen versetzt werden, die Selbstdisziplin, Mut und Unbestechlichkeit herausfordern. In beiden Fällen handelt es sich um die differentielle Beurteilung der Eignung zu bestimmten Aufgaben, d. h. also um die Ermittlung der größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit, mit der die einzelnen Individuen diese Aufgaben meistern werden. Hier wird gemessen. Dabei ist zwar nicht von Waage und Gewichten die Rede, dafür aber von Hürden, deren Schwierigkeit so eingestellt wird, daß nur wenige Ungeeignete, dafür aber fast alle Geeigneten über sie hinwegkommen. Im Entwurf ist das eine diagnostische Hypothese; ihre Berechtigung vermag die Empirie zu ermitteln, indem sie die Häufigkeiten vergleicht, mit denen sich die vom Test her Approbierten und die von ihm her Abgelehnten in der Ernstsituation bewähren.

Ich habe absichtlich auf Beispiele zurückgegriffen, die in der grauen Vorzeit liegen; denn ich glaube nicht, daß wir uns von dem Eindruck blenden lassen sollten, als stellten die Bemühungen um Leistungsproben erst eine Neuerwerbung der letzten 60 Jahre dar. Im Gegenteil! – Sie sind uralte und reichen weit in die ungeschriebene Geschichte zurück bzw. in die Kultur der geschichtslosen Stämme hinaus. Gemeint sind damit die Initiationsriten, in denen es um die kategorische Festsetzung geht, ob ein junger Mann den mit dem Erwachsenenstatus verbundenen Rechten und Pflichten zu genügen vermag. Da ist von Rätseln die Rede, die den Scharfsinn prüfen, von Mutproben, vom Ertragen seelischer Spannungen und von Schmerzen und von Entbehrungen. Ich frage mich, ob nicht im Hintergrund des biblischen

Berichts von Adams Versagen ebenfalls eine Initiationszeremonie steht, bei der es auf die Beherrschung der Neugier und auf den absoluten Gehorsam ankam – zwei Tugenden, die jedes Gesellschaftssystem pflegen zu sollen vermeint. Sollte die Vermutung zutreffen, daß die Genesis Adams Wiedergeburt im Erwachsenenstatus schildert, dann stünde buchstäblich am Anfang unserer Weltgeschichte ein Test.

In ihrer einfachsten Form bedeutet die Messung des Menschen eine Feststellung, ob er als Individuum – unbeschadet aller in ihm sonst noch etwa vorhandenen Qualitäten – mit hinlänglicher Sicherheit für die stammesspezifische Erwachsenen-Rolle taugt oder nicht. Unser nahezu hypothetischer, einfachster Fall gilt für Gesellschaftssysteme, die außer dem Geschlechtsunterschied nur den zwischen vollberechtigten Erwachsenen und sowohl minderberechtigten als auch minderverantwortlichen Jugendlichen kennen. Wir wollen dabei weiterhin annehmen, daß die Gültigkeit der Meßoperationen selbst, d. h. der vorgenommenen Prüfungen, nicht bezweifelt wird. Die gestellten Anforderungen mögen entweder im Schutz einer ungebrochenen Tradition als schlechthin selbstverständlich angesehen werden, oder sie mögen ihre Bestätigung durch eine reiche Empirie finden. Denkbar ist auch noch eine dritte Sicherung des Auswahlverfahrens, die in einer Limitierung der tatsächlichen Erfahrungsmöglichkeiten besteht: Werden nämlich die auf Grund eines an sich trügerischen Kriteriums Abgelehnten niemals zur ernsthaften Bewährung zugelassen, so kann auch der Umstand nicht erfahren werden, daß sich nämlich unter den Zurückgewiesenen nicht weniger Taugliche befinden als unter den Approbierten. Dieser Schuldbürgerstreich ereignet sich gar nicht so selten; wir können das aus der Zählebigkeit erschließen, mit der sich abergläubische Formen der Menschenkenntnis und namentlich gewisse Vorurteile erhalten. Bis zu dem Zeitpunkt, wo die deutschen Universitäten den ersten Studentinnen ihre Pforten öffneten, ließ sich z. B. mit Ruhe und Würde die These vertreten, daß weibliche Wesen nicht zur wissenschaftlichen Arbeit taugen; manche der Betroffenen mögen das sogar selbst geglaubt haben. Diese letzte Bemerkung greift allerdings schon auf Sachverhalte vor, denen wir uns erst später zuwenden wollen.

Halten wir einstweilen fest, daß die gesellschaftliche Wägung des Menschen im Hinblick auf die Pflichten und Rechte erfolgt, mit denen die Gesellschaft seine Rolle auszustatten beabsichtigt. Die Gewichte und Maßstäbe ergeben sich dabei aus den Anforderungen, deren Bewältigung als ein hinreichendes Kriterium für die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs angesehen wird. Zunächst haben wir es hier allerdings bloß mit einem Zwei-Klassen-System zu tun; die einen kommen über die Hürde hinweg, die andern scheitern an ihr. Unser Maßstab ist noch sehr undifferenziert. Wir finden aber leicht weiter, wenn wir daran denken, daß sich Hürden nach ihrer Höhe staffeln lassen und daß in eben dem Maße immer weniger Kandidaten sie bewältigen werden. Übertragen auf Lebensbereiche, in denen wir die Höhe der gestellten Anforderungen nicht direkt messen können, heißt das, daß wir aus dem Prozentsatz der jeweils Erfolgreichen einen Rückschluß auf die Schwierigkeit der Aufgabe zu ziehen

vermögen. Ganz so einfach liegen die Dinge freilich nicht. Wir benötigen noch eine Voraussetzung, durch die sichergestellt wird, daß es sich um Aufgaben handelt, die in der Tat die gleiche Fähigkeit bewerten, die sozusagen in ein und derselben „Dimension“ liegen. Diesem Gesichtspunkt läßt sich aber – zumindest in der Theorie – unschwer Rechnung tragen. Wenn wir zwei Aufgaben, X und Y, stellen und finden, daß nur einige der bei X Erfolgreichen auch mit Y zu Rande kommen, während alle Löser der Aufgabe Y auch X bewältigen, so ergibt sich von selbst eine Rangordnung der beiden Aufgaben: Y ist schwieriger als X; wer Y und X meistert, besitzt ein höheres Maß an Fähigkeit als wer bloß mit X fertig wird. Im Prinzip können wir auf diesem Weg unseren Maßstab so fein unterteilen, als wir nur irgend mögen. Die Zahlen, die wir auf ihm anbringen wollen, entsprechen sodann den unterschiedlichen Häufigkeiten, mit denen die einzelnen Teilaufgaben unserer Testreihe bewältigt werden.

Ich möchte nicht weiter in die Theorie der Testkonstruktion vorstoßen; notwendig erschien mir nur der prinzipielle Hinweis auf die Kunstgriffe, deren es zur Gewinnung von Maßstäben überall da bedarf, wo die Gegebenheiten sich nicht wie die verschiedenen Höhen von Hürden direkt messen lassen. Der Fachmann dürfte schon längst bemerkt haben, daß unsere Entwicklung von Maßstäben und Gewichten in statistischen Operationen gründet. Wo wir nicht mit Hilfe des Zentimeter-, Gramm-, Sekundensystems die kartesische „extensio“ abstecken können, verbleibt uns sehr oft die Möglichkeit des Rückgriffs auf eine im Grunde sehr viel primitivere Quantifizierungsoperation, die des Abzählens nämlich. Genau das ist aber das zentrale Anliegen der Statistik. Mit dem Hinweis auf die Anforderungen X und Y glaube ich angedeutet zu haben, daß das Raffinement der Statistik wesentlich in der Verschachtelung und Überschneidung der vorgenommenen Zähloperationen liegt. Tiefer in diese Materie einzudringen, ist für uns hier nicht vonnöten.

Eigentlich müßte uns allerdings an dieser Stelle etwas an dem eingangs zitierten Satz der Weisheit Salomos auffallen: „Alles hast du nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet.“ Maß und Gewicht, das sind die Repräsentanten des Zentimeter-, Gramm-, Sekunden-Systems der direkten Quantifizierung; mit ihrer Hilfe läßt sich die Höhe von Hürden, die Druckstärke von Handgriffen und der Zeitbedarf von Auffassungs-, Denk- und Entscheidungsleistungen bewerten. Das ist immerhin ein Feld von beträchtlicher Weite. Sehr wesentlich darüber hinaus gehen aber die Möglichkeiten einer Erfassung „in numero“, soll heißen: die des Zählens der auf qualitativ bestimmte Merkmalsklassen entfallenden Gegenstände. Wer die Frage, ob der Mensch meßbar sei, mit Ja beantworten will, darf nicht nur an *Mensura* und *Pondus* denken; er wäre recht bald am Ende seiner Kunst, wenn er sich nicht auf das Numerare besänne. Vielleicht ist diese Zweiheit der möglichen Quantifizierungsmethoden bereits in der babylonischen Unterscheidung zwischen den beiden Geldarten sowie in der zwischen „Wägen“ und „Messen“ angedeutet; Getreidekörner lassen sich ja zählen, während Metallstücke verschiedener Größen gewogen werden müssen.

Wir können nunmehr ein Zwischenresultat formulieren: Der Mensch als *ζῷον πολιτικόν* lebt im Rollensystem einer größeren oder kleineren Gruppe, d. h. aber, daß von ihm jeweils mehr oder minder genau spezifizierte Verhaltensweisen und Leistungen erwartet werden. Das Wohl und Wehe der Gruppe hängt in ganz entschiedener Weise von der Erfüllung dieser Erwartungen ab, da eine untauglich besetzte Rolle kraft ihrer Verflechtung mit anderen auch deren Gang in Unordnung bringt. Das mag – wie auf dem Theater ja auch – bei einer Nebenrolle weniger belangvoll sein als bei einer Hauptrolle, deren Zuteilung daher ein ganz besonders ernstes Geschäft ist. „Die Rosse sind gesattelt“, kann bald ein Akteur sagen und sollte er dabei stottern, so verschlägt das nicht viel; den Wallenstein muß man aber vorzüglich darstellen oder sonst lieber gar nicht. Wollten wir daher die Rollen eines Gesellschaftssystems planmäßig vergeben, so wird namentlich bei den gewichtigeren Rollen stets und sofort die Frage auftauchen, wer sich für sie eignet und wer nicht. Wir besitzen mindestens drei sehr eindrucksvolle Bilder dieser Szene der Rollenvergebung, das eine findet sich am Schlußmythos der platonischen *Politeia* (X, 614a-621a), das zweite im „Großen Welttheater“ des Mittelalters und das dritte – eine komische Variation des Themas – in Shakespeares „Sommernachtstraum“. Von einem vierten Bild, dessen Tragik mich zutiefst bewegt, soll später noch die Rede sein; ich meine Karl Schönherrs Stück „Der Judas von Tirol“. Es geht hier darum, wer beim dörflichen Passionsspiel den Judas übernehmen soll; die Wahl fällt auf den wegen seiner roten Haare mit allgemeiner Geringschätzung bedachten Raffel, den späteren Verräter des Bauernführers Andreas Hofer.

Gewiß werden Gesellschaftssysteme nicht in jeder Hinsicht vorausgeplant; vieles überläßt man dem Zufall, namentlich dann, wenn davon ohnedies nur wenig abzuhängen scheint. Grundsätzlich aber kennt jede Gruppe sowohl anspruchsvollere und daher schwieriger zu besetzende Rollen als auch solche, deren Träger nur ein Minimum an Voraussetzungen mitbringen müssen. Aus diesem Differential ergibt sich ein Gradient der Würdigkeit und somit auch ein Wertmaßstab mit Bezug auf den jedes uns bekannte Sozialsystem die Frage nach der Meßbarkeit des Menschen positiv beantwortet. Dies geschieht z. B., wie wir gesehen haben, schon von alters her durch die Festsetzung eines entsprechenden Sühnegeldes im Falle der Verletzung würdigerer und würdearmer Personen. Auch wir pflegen ja virtuose Spitzenkünstler höher gegen die Möglichkeit eines Arm- oder Beinbruchs oder einer Flugzeugkatastrophe zu versichern als den Durchschnittsbürger. Überdies pflegt jedes auch nur einigermaßen auf Dauer gestellte Sozialsystem seinen Wertmaßstab der Rollen durch die Quantität und Qualität der Lebensgüter zum Ausdruck bringen, die es den einzelnen Rollenträgern zur Verfügung stellt; in unserem eigenen Falle ergibt sich daraus die Staffelung der Einkommen. Es hätte keinen Sinn, hier alle Indikatoren des Status aufzuzählen; ich möchte nur daran erinnern, daß auch Beliebtheit und Vertrauenswürdigkeit von uns als meßbare Größen behandelt werden, deren Betrag wir z. B. durch das System der Personenwahl bzw. durch die Auszählung der zugunsten eines Kandidaten abgegebenen

Stimmen ermitteln. Das ist eine primitive aber weitverbreitete Quantifizierungsmethode, die manche wohlmeinenden Schwärmer vor nicht allzulanger Zeit durch psychologische Testuntersuchungen zu ersetzen vorschlugen.

Nun, wie man es macht, ist für uns im Augenblick weniger wichtig als die in all diesen Praktiken klar zutage tretende Grundüberzeugung von der Meßbarkeit des Menschen. Nur nebenbei sei daher erwähnt, daß die Sorgfalt, mit der eine Gruppe ihre Rollen vergibt, im allgemeinen von dem in ihr erreichten Grad der Spezialisierung der Aufgabenbereiche abhängt. Unsere eigene Gesellschaft bedarf daher einer erheblich größeren Anzahl voneinander unabhängiger Maßstäbe als etwa ein primitiver Stamm. Sie mußte deshalb auch ein ganz besonders reichgegliedertes Rahmenschema der menschlichen Verhaltensmöglichkeiten entwickeln. Diese Tendenz ist uns Psychologen sehr zugute gekommen. Der Anstand gebietet darum, von ihr nicht weiter zu sprechen. Der Hinweis mag genügen, daß die Sühnegeld-Tarife Hammurabis bzw. Karls des Großen für uns bereits nicht mehr differenziert genug sind. Der Variationsreichtum des Menschenbildes, von dem sich eine Gruppe bei der Zuteilung ihrer Rollen leiten läßt, ist der Komplexität des von ihr entwickelten Rollensystems isomorph. Die Weiterverfolgung dieses Gedankens ließe uns vermutlich der nur scheinbar paradoxen Konsequenz ansichtig werden, daß die organisatorische Verselbständigung von Teilaspekten in der Bürokratie mit dem hochgezüchteten Individualismus des spätbürgerlichen Zeitalters in einem Verhältnis der wechselseitigen Bedingtheit steht. Wir hätten einfach gar keine Veranlassung dazu, an unserem Wesen so viele Besonderheiten wahrzunehmen, wenn diese nicht, jede für sich, durch das Schema der gesellschaftlichen Arbeitsteilung akzentuiert und daher auch durch Namen ansprechbar gemacht würden.

Diese letzteren Überlegungen bringen uns auf die andere Seite des Problems, nämlich zu dem Innenbild, das wir von unserem eigenen Wesen besitzen. Man stelle sich vor, daß ein Balinese aus irgendwelchen Gründen das Zeug dazu besitzt, ein ganz hervorragender Atomforscher zu werden. Da die Technologie seines Stammes diese Fähigkeiten nicht in Anspruch nimmt und deshalb auch nicht mit Namen anspricht, wüßte ich nicht, wie unser Freund zur Kenntnis des in ihm angelegten Schatzes gelangen sollte. Er bliebe ihm und allen anderen verborgen, d. h. er läge außerhalb seines Selbstbewußtseins. Vielleicht vermöchte er sich allerdings darin zu äußern, daß unser Mann als einer bekannt wird, der ganz besonders schöne Träume zu erzählen imstande ist oder der Tanzfiguren von einer bisher niemals geschauten Komplexität entwirft. Für diese beiden Leistungsbereiche mag seine Kultur Namen und Wertmaß bereithalten. Die Anerkennung, die sie ihm in dieser Hinsicht gewährt, hebt ihn von anderen ab; sie tut das aber nur insofern, als im Lebensplan seines Stammes Verwendungsmöglichkeiten für diese besonderen Begabungen vorhanden sind und als diese am anthropologischen Leitbild akzentuiert werden. Es könnte aber immerhin diesem Leistungsangebot auch widerfahren, daß

dafür überhaupt keine Nachfrage besteht und daß der Erzähler der schönen Träume einfach und geringschätzig als ein Träumer und Querkopf abgetan wird. Die Schulerfahrungen mancher später ausgezeichneten Männer unserer eigenen Kultur scheinen diese Möglichkeit zu bestätigen; „man hätte ihm seinen Erfolg nicht zugetraut“, heißt doch eigentlich nur, daß man mit den ersten Regungen seines Genies nichts anzufangen wußte. Auch wertvolle Minerale werden ja erst dann geschätzt, wenn man sie in Anspruch zu nehmen gelernt hat.

Wir kehren von dem gedanklichen Ausflug nach Bali mit der Vermutung zurück, daß wir aus dem Reichtum unseres Wesens nur die Züge erkennend herauszuheben vermögen, denen als Angebot eine soziale Nachfrage gegenübersteht. Da meine Töchter noch das Untergymnasium besuchen, weiß ich wirklich nicht, ob in mir ein guter Großvater steckt; man hat mich in dieser Hinsicht noch nicht in Anspruch genommen und wird es hoffentlich auch noch für eine Weile bleibenlassen. Was ich möglicherweise anzubieten hätte, ist mangels Nachfrage noch nicht zur Geltung gekommen. Ich gebrauche diese der Volkswirtschaftslehre entlehnten Termini mit voller Absicht, da sie Maßrelationen implizieren. Die Größe der Nachfrage ist das Gewicht, gegen das wir den Wert des Angebots balancieren. Auf eine ähnliche Weise stehen einander die beiden Menschenbilder gegenüber, das äußere der sozialen Nachfrage und das innere meines persönlichen Angebots.

Da wir gesehen haben, daß nach altem Gebrauch der *Homo externus* von der Gesellschaft gemessen, geschätzt und gewogen wird, darf nunmehr behauptet werden, daß auch der *Homo internus*, soweit wir zu seiner Kenntnis gelangen, meßbar ist. Mehr noch: daß er sich selbst entweder den gleichen gesellschaftlichen Maßnormen unterwirft oder vielleicht auch solchen einer von ihm für verbindlich erachteten Gesellschaft, in der ihm nicht *de facto* zu leben vergönnt ist. Ich könnte mir z. B. einen feinnervigen Ästheten vorstellen, der während des Krieges von seinen rauheren Kameraden nicht besonders geachtet wird, zu mehr als zum Kartoffelschälen taugt er in ihren Augen nicht. Sein Selbstwelterlebnis könnte sich nun entweder nach dem Urteil seiner derzeitigen Umwelt richten und nach der Rolle, die sie ihm anvertraut, oder aber nach dem Urteil einer gedachten Umwelt von Persönlichkeiten des kultiviertesten Geschmacks, die ihm wegen seiner besonderen Lebensuntüchtigkeit höchste Anerkennung zollen. Erfahrungen aus der Praxis sprechen dafür, daß sich die Selbstbewertung unseres Freundes in beiden Richtungen ein Stück weit bewegen wird und daß er deshalb in einen recht peinlichen Konflikt hineingeraten dürfte. Genau das ist die Situation des rothaarigen Raffel in Schönherr's Drama, von dem vorhin die Rede war. Es gibt aber noch sehr viel tragischere Entwicklungen auf diesem Gebiet, die zum schrecklichen Los der Angehörigen mißachteter Minoritäten gehören. Aus dieser Verschränkung der Menschenbilder stammen der jüdische Antisemitismus, für den es in den dreißiger Jahren einige eklatante Beispiele gab, und der analoge Selbsthaß unter amerikanischen Negeren.

Aus dieser Situation glaube ich aber auch den Heraklitischen Hinweis auf die

prinzipielle Unergründlichkeit und Unmeßbarkeit der Menschenseele ableiten zu können. Die uns erhaltenen Bruchstücke zeigen mit genügender Deutlichkeit den Widerwillen, den er als Träger der erblichen Würde eines Priesterkönigs gegenüber den Wertmaßstäben der „Viel-zu-Vielen“, die den edlen Hermodoros verbannt hatten, empfand. Dennoch heißt es: „Alles geschieht nach Schicksalsnotwendigkeit; alles was da krecht, weidet unter Gottes Peitschenschlag.“ Das ist die Welt, die aus dem Feuer entsteht und die im Feuer aufgeht, in der die Schweine sich im Kot baden und das Geflügel in Sand oder Asche, in der Meerwasser das Reinste und das Scheußlichste ist. Das alles sind Bilder für die gefühlte Diskrepanz zwischen Angebot und Nachfrage, für das Fehlen der Kongruenz zwischen dem Homo internus und dem Homo externus. Ist dieser Punkt erst einmal erreicht, dann muß auch die Meßbarkeit des Menschen negiert werden, denn sie läßt sich nur so lange behaupten, als man bereit ist, das „wergild“ von 100, 200 oder gar 600 Solidi oder einen Intelligenzquotienten von 126 dem eigenen Wesen für angemessen zu betrachten. Die Negation der Meßbarkeit des Menschen stellt im Grunde einen Protest gegen die Rolle dar, in die man sich gedrängt fühlt.

Ich komme zum Schluß und möchte meine Ausführungen mit den Worten eines Mannes resümieren, der sehr viel mehr von der Meßkunst verstand als ich. Da heißt es um die Mitte des 17. Jahrhunderts: „Wie gut es doch ist, daß wir die Menschen nach ihrer äußeren Erscheinung und nicht nach ihrem inneren Wert beurteilen. Wer von uns beiden soll den Vortritt haben? Wer wird ihn dem andern lassen? Der weniger Tüchtige. Aber ich bin mindestens so tüchtig wie jener. Wir müßten also darum kämpfen. Er aber hat vier Lakaien und ich habe nur einen. Das kann jedermann sehen, wir brauchen bloß zu zählen. Es fällt somit mir zu, nachzugeben, und ich wäre ein Narr, wenn ich deswegen streiten wollte. So aber bleiben wir im Frieden, der das höchste aller Güter ist“ (Fr. 319). Das ist eine höchst geistvolle Schilderung des meßbaren Homo externus, wir brauchen nur zu zählen: Lakaien, Schekel, Solidi oder die richtig beantworteten Fragen in einem Intelligenztest. Der gleiche Pascal hat aber auch die kürzeste und prägnanteste Formel für den niemals von der Gesellschaft voll in Anspruch genommen und darum unmeßbaren Homo internus gefunden: „L'homme surpasse infiniment l'homme“ (Fr. 434).

Ruhm

Die Musen werden von Hesiod Töchter der Mnemosyne, der Erinnerung, genannt, Erinnerung aber meint nicht Vielwisserei und Gelehrsamkeit, also das, was Heraklit dem wahren Wissen entgegensetzt, sondern Aneignung des mythischen Vorbildes. Die Muse erinnert den vergeßlichen Menschen an den Heros, der Mensch erinnert sich des Heros, als Erinnerter ist der Heros der Ruhmvolle. Heroismus ist Ruhm, Dichtung ist Rühmen. Der Gerühmte und Berühmte ist nicht einer, der im Gerede ist, sondern einer, der verwirklichend in die Hörer des Ruhms hineingeht. Zelebrität, die dem neugierig an ihr Saugenden die Wirklichkeit nimmt, ist etwas anderes als Ruhm – geringe Zelebrität kann großen Ruhm, weite Zelebrität kann Ruhmlosigkeit einschließen. Der Berühmte setzt im späteren Menschen sein Dasein fort, Achill wird in seinem Ruhm tausendfach wiedergeboren, und seine Tugend dauert bis auf unsere Tage. Der Berühmte ist nicht, was die andern von ihm meinen und sprechen, sondern das, was er in ihnen ist und was sie in ihm sind. Am Ruhm ist abzulesen, was der Mythos unter Sein versteht – Ruhm ist nicht nur die leuchtende Tat des Heros, sondern auch die Tat des von ihm begeisterten Menschen, Ruhm ist stündlich neue Erweckung des Helden, ist tausendfaches Leben und darum die einzige Sonne, die durch das Gewölk der Trauer dringt. Wenn der Schatten-Hades überhaupt erträglich wäre, dann nur im Ruhm und um des Ruhmes willen.

Eine Ruhmgestalt sondergleichen ist Achilleus, der in seiner Existenzwahl zwischen Ruhm und langem Leben jenen wählt. Kein Heros, der sich nicht ebenso entschiede – Achill wählt für alle. Diese Wahl, in der die freie Weltfülle der geduckten Sekurität, das flackernd sich verzehrende Feuer dem angstvoll sich bewahrenden Dunkel vorgezogen wird, ist die eigentliche Heros-Tat. Adel und Ruhm sind identisch: Achill ist edel, weil er den Ruhm über alles setzt, und er entscheidet sich für den Ruhm, weil er mit einem großen Herzen lebt. Die Wahl-Tat wird nicht ein für allemal getan, so daß also die „Ilias“ nur von ihren Folgen zu berichten hätte, sondern sie muß, wie die Tat des christlichen Glaubens, täglich und stündlich erneuert werden und wird darum auch innerhalb des epischen Fabelganges wiederholt. Bis Achill Hektor tötet, kann er noch immer aus seinem Schicksal und seinem Ruhm aussteigen – erst Hektors Tod siegelt Ruhm und Verhängnis. Zu den Gesandten sagt er:

„Meine göttliche Mutter, die silberfüßige Thetis,
Sagt, mich führe zum Tod ein zwiefach strebendes Schicksal:
Wenn ich hier noch bliebe und weiterkämpfte um Troja,
Hin sei die Heimkehr dann, doch blühe mir ewiger Nachruhm.
Aber kehr' ich zurück zum teuren Lande der Väter,
Dann verwelke mein herrlicher Ruhm, doch lang sei des Lebens
Dauer, und nicht so bald ereile das Los mich des Todes.“

Die Wahl Achills ist die äußerste, die der mythische, der von Christus nicht angesprochene und berührte Mensch, treffen kann, sie wählt zwischen der Göttlichkeit des Seins und der Nichtigkeit des Nichts, sie ist nicht irgendein Entschluß, der für eine Spanne oder zufällig den Schritt bestimmte, sondern in ihm werden die Fundamente der Existenz gelegt und neu bekräftigt. Ein einziges Mal erscheint die Wahl bedroht, nicht von der Kleinheit, sondern vom Zorn her, aber die Gefahr, daß Achill es aufgibt, Achill zu bleiben, ist nicht ernst. Mit Agamemnon hadernnd, sagt er:

„Jetzt enteil' ich gen Phthia, denn weitaus lohnender ist es,
Heim mit den Schiffen zu ziehen, den geschweiften; nicht bin ich
gesonnen,

Hier im Lager beschimpft dir Güter und Schätze zu häufen.“

Die Wut bringt ihn zu Worten, die seinen eigenen Schicksalsentwurf verneinen und die Hasenherzigkeit proklamieren:

„Nichts vergleich' ich an Wert dem Leben; weder die Schätze,
Welche die reich bevölkerte Ilios barg, wie sie sagen,
Einst im Frieden, bevor die Macht der Achaier sich nahte,
Noch was die steinerne Schwelle des Bogenschützen beherbergt,
Phoibos Appollons Schatz, in der Felsenstätte von Pythos.“

Als wenn es darum ginge, zwischen dem Leben, der Bedingung des Schatzgenusses, und den Schätzen, und nicht vielmehr darum, zwischen einem sechzigjährigen anonymen und einem im Ruhm mehrtausendjährigen Dasein zu wählen.

Achill hält sich auch gegen seinen Zorn die Treue, muß aber die Entscheidung, bevor er gegen Hektor zieht, noch einmal entscheiden. Er kennt die Klammer, die seinen Tod an den des Feindes heftet, er besorgt also, indem er seinen Rachezorn sättigt, bewußt sein Ende. Als er um Patroklos trauert, tauchen mit der Mutter die Nereiden aus den schimmernden Palästen der Seetiefe auf, Schwestern der Thetis, aber nicht, wie diese, fest konturiert, sondern ephemere Kontraktionen des Meeregglitzers. Die Klage Achills ist so mächtig, daß sie die in der Salztiefe weilende Thetis erreicht und nicht nur diese, sondern auch die andern Nereiden bewegt, in den Jammer einzustimmen. Aber ihr Kummer gilt nicht so sehr Patroklos wie Achill, dessen Tod sich in dem des Freundes annähert. Thetis umfängt ihren Sohn und klagt, er aber erwidert:

„So aber muß dein Gemüt unendliche Trauer beschweren
Wegen des schwindenden Sohnes, denn nie empfängst du ihn wieder,
Niemals kehrt er nach Haus, weil selbst mein Herz mir verbietet,
Lebend unter den Männern zu sein, solange nicht Hektor
Stirbt, daß er endlich durch meinen Speer sein Leben verliere
Und des Patroklos Raub, des Menoitiossohnes, mir büße.“

Die Mutter hebt ans Licht, was diesen trauernden Worten zugrunde liegt:

„Frühe schon mußt du mir sterben, mein Kind, so redest du selber.
Gleich nach Hektor alsbald ist dir das Ende beschieden.“

Achilleus bestätigt noch einmal seine Wahl, in der er sich dem Hades-Nichts stellt und den eigenen Tod hinnimmt:

„Jetzt aber eil' ich, den Mörder des liebsten Hauptes zu treffen,
Hektor, und dann empfang' ich selbst mein Los, wann es immer
Zeus zu vollenden beschließt und die andern unsterblichen Götter.“

Alle menschliche Größe überwindet den Tod und opfert das Leben, um Sein zu gewinnen. Auch der liebenswerte Gegenspieler Achills, der geringere und doch zuletzt in die Schicksalshöhe sich hineingipfelnde Hektor, lebt auf den Ruhm hin. Den Ruhm beschwört er, als er von Andromache Abschied nimmt, vom Ruhm spricht er, bevor er sich mit Aias im Zweikampf mißt – ritterlich erheben sich die beiden Helden über die archaische Aresraserei, indem sie abmachen, die Leiche des Unterlegenen den Seinen zurückzuerstatten:

„Doch den Erschlagenen geb' ich zum wohlgebordeten Schiffe,
Daß ihn mit Ehren bestatten die hauptumlockten Achaier
Und ihm ein Mal errichten am breiten Hellespontos.
Künftig sage dann einer der nachgeborenen Menschen,
Über das dunkle Meer vorüberrudernd im Schiffe:
Seht das ragende Mal des längst gestorbenen Mannes,
Welcher im tapferen Kampf vom göttlichen Hektor gefällt ward!
Also redet man einst, und mein ist ewiger Nachruhm.“

Leichtfertig läßt sich Hektor in die sich gerade bietende Illusion hineinziehen, er springt in den Sieg, den er noch nicht errungen hat. Er ist schwach in seiner Bereitschaft zur Hoffnung, er läßt sich von jeder Wendung des Schlachtgeschehens zum Vertrauen verführen, er stürzt im Taumel der Zuversicht von Enttäuschung zu Enttäuschung. Er ist der Betrogene der Götter und dringt erst in seinem Tod zum Nichts durch, dem Achill sich von Anfang an ausgesetzt hat, er gleicht dem Giselher des Nibelungenliedes, der sich schwer die Hagen-Härte erkämpfen muß. Was Hektor trägt, nachdem der Trug zerstob, ist der Ruhm:

„Kampf- und ehrlos will ich jedoch mitnichten vergehen,
Nein, nach gewaltiger Tat, von der noch Künftige wissen.“

Nicht nur für Hektor, sondern auch für Achill und für jeden Heros ist der Ruhm die Gegenmacht des Todes, Abstumpfer der scharfen Schneiden des Nichts und Beruhiger der Angst und der Trauer.

Ruhmheld des zweiten Epos ist Odysseus. Die „Odyssee“ dichtet Masken und Verstellungen, darum auch Entdeckungen und Findungen. Sogar Athene nimmt an dem Spiel des Verhehlens teil und düpiert ihren Liebling. Meister aber der Lüge ist dieser, mag er sich beim Kyklopen „Niemand“ nennen, mag er Eumaios, der Penelope, der unerkannten Göttin Geschichten erzählen, mag er sich im eigenen Haus als Bettler erniedrigen lassen: immer strebt die Fabel auf den großen Augenblick der Offenbarung hin, am mächtigsten, da er den Bogen spannt und den Freiermord beginnt, am innigsten, da ihn Penelope als Gatten annimmt, am reinsten unter den Phäaken, denen er sich nicht als rächender Hausvater und als Gemahl, sondern einfach als Heros und Berühmter zeigt. Nausikaa hat ihn freilich in ihrer Liebe schon vorher erkannt, da Frauenliebe immer den Heros und die Herosmöglichkeit des Mannes meint. Diskuswurf und überlegene Abfertigung der hänselnden Jünglinge haben ihn als

einen Besonderen erscheinen lassen, Tränen und Trauer siedelten ihn in der Nähe der troischen Geschehnisse an, und nun enthüllt er sich als der Eroberer der Stadt:

„Ich bin Odysseus, Laertes' Sohn, durch mancherlei Klugheit

Unter den Menschen bekannt; mein Ruhm reicht zum Himmel.“

Diamant im Kot, Fürst in Knechtsgestalt – und dann die Genugtuung, wenn der Herrliche sich als Herrlicher entbirgt. Den Freiern eröffnet er sich nicht durch Worte, sondern durch die mordende Tat, die den übelsten Prasser dahinrafft, aber auch hier deutet er vorher sein eigenes Wesen an: er hält den Tritt des Ziegenhirten, den Schemelwurf des Antinoos, ohne zu wanken, aus, er zerschlägt den Bettler Iros, spannt unter dem Donner des Zeus den Bogen und schießt durch die Löcher der hintereinander gereihten Äxte. Ruhm ist in ihm und um ihn, von Szene zu Szene wird der Ruhm sichtbarer und schrecklicher, und zuletzt nimmt der Schrecken seines deutlich und gegenwärtig gewordenen Ruhmes den Feinden ebenso die Widerstandskraft wie die von Athene gehobene Aegis.

Augenblick und Unstetigkeit

Antilochos überbringt dem Achilleus die Nachricht von des Patroklos Fall:

„Sprach's, und jenen umfing die finstere Wolke der Trauer.

Gleich mit den beiden Händen den Staub, den geschwärzten, ergreifend, Überstreut er den Kopf und entstellte sein liebliches Antlitz . . .

Selbst aber lag er groß, lang niedergestreckt in dem Staube,

Raufte sein Haar und beschmutzt es mit eigenen Händen.“

Der Riesenleib kann den überquellenden Schmerz nicht fassen, Achill versucht, die ihm mit ihm selbst davonrennende Qual mit Bewegungen einzuholen, der Freund hält, weil er den augenblicklichen Selbstmord fürchtet, die Arme fest – für den Hörer decken sich Leid und Ausdruck, und nicht der geringste Verdacht eines mediterranen Schmerztheaters stellt sich ein. Dem Schmerz entspricht die ungekerbte, bruchlose Wildheit der Rachlust, die selbst durch die genomme Rache und den Tod Hektors nicht gesättigt ist: Achilleus möchte Hektors Fleisch herunterschlingen, immer wieder schleift er, um nun endlich mit der Rache fertig zu werden, den Leichnam des Feindes, aber der Zorn ist unersättlich – Schmerz wie Zorn spannen die Oberfläche der Augenblickskugel so, daß sie faltenlos in den Farben des Regenbogens glänzt. Wenn diese Ausgefülltheit, die keinerlei Reflexion zuläßt, barbarisch ist, so gehört Barbarei zur Größe des Heros und damit zur Größe überhaupt. Homers Kategorie ist der mit dem Vorher und Nachher unverbundene, der nach beiden Seiten gepanzerte Augenblick, in den wir, ob wir nun Christen oder späte Heiden sind, nicht hineingelangen können, da wir vom Tod und von der Zukunft her leben. Eben der Augenblick entfernt Homer unserm Verständnis. Der Augenblick wölbt sich auf und fällt, dem als nächsten sich

hebenden und vielleicht ganz anderen Jetzt Platz zu machen, zusammen. Diese Menschen sehen nicht hoffend oder angstvoll voraus, nicht dankbar oder reuig zurück, sondern sie sind Gefangene dessen, was gerade geschieht, und in dieser Gefangenschaft befreit von allem, was sonst auf ihnen lasten könnte, unfähig der Langeweile, die den Augenblick zersticht, wenn er beginnt, sich zu ballen.

Hektor, der unstetigste aller Heroen, geht mehr als jeder andere mit seinem ganzen Sein in den jeweiligen Augenblick hinein und läßt kaum etwas jenseits seiner zurück. Er springt mit der unsteten Folge der Augenblicke mit, von der Trauer in die Hoffnung, von der Furcht in den Triumph, niemals trägt das Spätere Spuren des Früheren, wir aber wissen nicht, ob wir solches Hüpfen Gunst des Vergessens oder kindische Verantwortungslosigkeit nennen sollen. Eben noch spricht er vom Untergang der Heimat, dann betet er um eine glänzende Zukunft des Sohnes, jetzt ist er wehmütig, in der nächsten Minute lacht er über die Furcht, die sein flatternder Helmbusch dem kleinen Astyanax erregt. Als er zu den Schiffen der Griechen durchbricht, überkommt ihn ein Rausch, in dem alles andere versinkt:

„Aias, was schwatzeest du da, du irreredender Prahler?
Wär' ich doch so gewiß ein Sohn von Zeus, dem Gewitterr,
All meine Tage, und hätte mich Here, die hohe, geboren,
Würd' ich also geehrt wie Apollon und Pallas Athene,
Als der heutige Tag ins Unglück bringt die Argeier,
Alle, darunter auch dich; du fällst, sobald du es wagtest,
Meinem gewaltigen Speer zu stehn; er zerreißt dir den zarten
Leib; dann sättigst du bald die troischen Hunde und Vögel.“

Das demselben Aias, der ihn kurz vorher im Zweikampf gefällt hätte, wäre Apoll nicht zu Hilfe geeilt. Aber nun ist in der Massivität des Jubels keine Lücke des Zweifels. Wäre ihm doch die Unsterblichkeit, diese heißeste, wildeste Menschensehnsucht, ebenso gewiß wie der Sieg!

Homer versammelt seine Helden, aber auch seine Hörer auf den Augenblick, über den selbst seine Götter nicht hinaussehen: Hera und Athene wissen, daß Troja fallen wird, und doch befreit diese Kenntnis sie so wenig von der Augenblicksbetroffenheit, daß sie mit jedem griechischen Rückschlag mit leiden, als sei er die endgültige Niederlage. Patroklos gleicht Hektor darin, daß er in seinem Siegeszug sich über alle Schranken hinwegschwingt – ihm entfällt die Mahnung Achills, sich auf die Vertreibung der Troer zu beschränken, der Augenblick entrückt ihn, er führt seine Männer an die Mauern Trojas, versucht, wider das Schicksal jetzt schon die Stadt zu stürmen, und stirbt dabei.

Der Maßlosigkeit, mit der die Helden triumphieren, entspricht die Würdelosigkeit, mit der sie fliehen. Hektor macht sich, als der in Achills Rüstung gehüllte, von Achills Geist bewegte Patroklos auf dem Schlachtfeld erscheint, still davon, er erwägt, als ihm der fürchterliche Pelide zum letzten Kampf entgegentritt, schmähliche Ergebung und verliert sich so weit in die Jämmerlichkeit eines jämmerlichen Augenblicks, daß er sich dreimal um Troja herumhetzen läßt – damit will ihn Homer nicht Thersites annähern, er hält vielmehr,

wie dann das tapfere, ebenfalls übergangslos und augenblickhaft einsetzende Ende zeigt, des Vaterlandsverteidigers Heldentum aufrecht. Aber der Zwang der Unstetigkeit ist stärker als der Heroismus und macht es Homer schwer, fast unmöglich, einen Charakter zu zeichnen und sich entwickeln zu lassen. Gewiß entfalten sich Achill und Hektor, jener vom Zorn zur Milde, dieser von der Hoffnung zur Hoffnungslosigkeit, aber diese Entfaltung ist kein reifendes Wachsen, sondern jeweils ein Sprung, der vom einen Augenblick aus den andern erreicht.

Auch Achills großes Herz zerfließt in Furcht, als ihn der Flußgott Skamandros anfällt, und Angst ergreift ihn, als Aineias, ein zweitrangiger Krieger, ihm die Lanze gegen den Schild stößt. Und dieser wieder, der zur Not den Stich des antwortenden Speeres vermeiden konnte, steht bebend da, „die Augen von tausendfachem Entsetzen verdunkelt“. Ebenso mächtig ist der Augenblick im Heerkönig Agamemnon, der, als die Troer die Schiffe erreicht haben, seine Ehre wegwirft und noch in der Nacht über Meer nach Hause fliehen will. Aus Lessings „Laokoon“ ist bekannt, daß zum Unterschied vom germanischen kein griechischer Edler die Tränen unterdrückt: in der „Odyssee“ fließen Ströme, aber auch in der „Ilias“ wird noch genug geweint, vor allem von Achill, den nicht nur die Götter, sondern den auch der Schmerz auszeichnet. Die Träne zeigt nicht nur an, daß der Heros sich ganz vom Leid durchdringen läßt, sondern auch, daß er zwischen Innen und Außen, zwischen dem Erlittenen und dem Dargebotenen nicht scheidet: bruch- und verstellungslos hebt sich das Herz in die Welt hinaus. Der erwähnte Aineias wird, gegen sein mittelmäßiges Format, zum Träger eines weltgeschichtlichen Schicksals, nicht weil er Vorfahr des zu Homers Zeiten in der Trojas herrschenden Fürstengeschlechtes ist, weshalb denn Poseidon prophezeien kann:

„Jetzt aber wird des Aineias Gewalt die Troer beherrschen,

Kinder und Kindeskinde, in ferner Zeit noch geboren“,

sondern weil in Vergils „Aeneis“ sich Rom durch ihn auf Hellas bezieht, weil in ihm die römische Macht sich den griechischen Geist zueignet.

Nicht jedes mythische Leben konzentriert sich homerisch auf das Jetzt, und nicht alle Dichtung zerstückelt die Zeit zu einer Folge diskontinuierlicher Augenblicke. Das germanische Dasein etwa bezieht sich so entschieden auf die Zukunft, daß der Augenblick sich nicht ablösen kann, daß er seinen Wert nicht aus sich selbst, sondern aus seiner Endnähe oder Endferne gewinnt. Weil der Germane sich gegen den Augenblick distanziert, kann er auch die Tränen unterdrücken: er weint zwar, läßt aber sein Weinen nicht erscheinen, er wirft sich in den Panzer einer eisernen Haltung und täuscht nicht nur die andern, sondern auch sich selbst.

Auch Sophokles läßt den Augenblick nicht blühen, sondern hält ihn in der Angst nieder, mit der der tragische Mensch, also der tragische Heros und der tragische Hörer, auf die Zukunft blickt: der Augenblick wird zu einem Selbstbetrug, gegen den mit zerschmetterndem Schlag der Gott schon ausholt – unmöglich, sich in die Furche zu ducken. Kurz vor der schrecklichen Enthüllung will Ödipus einen Augenblick wölben, indem er sich stolz als einen

Sohn des Glücks, einen erfolgreichen Emporkömmling dunkler Herkunft bekennt, der Chor begleitet ihn auf dieser Flucht, indem er jubelnd vermutet, daß den König in der Bergwildnis eine Nymphe geboren, Pan, Apoll oder Dionysos gezeugt habe: Sophokles macht deutlich, daß solche Augenblicke die Wahrheit, als die Verlorenheit, zudecken möchten, daß diese sich aber in ihnen unüberhörbar meldet. Der bei Sophokles gewagte Augenblick ist Unterdrückung der allherrschenden Angst und darum immer schon vereitelt.

In diamantener Lauterkeit strahlt der Augenblick Pindars, der sich, während Sophokles das Grauen des Seins aushält, in der Treue des Gottes geborgen weiß. Niemals ist Zeus so geliebt worden wie von Pindar, und diese in Herakles gesicherte Zeusliebe, Liebe zu Zeus und Liebe des Zeus, ermöglicht den pindarischen Augenblick, der sich durchaus mit der Nichtigkeit des Menschen verträgt: Augenblicke, wie sie Peleus und Kadmos beim Gesang der Musen, wie sie den heiligen Athleten im Sieg zuteil werden, sind nicht Leistungen des Menschen, sondern des ihm nahen Gottes. Weil Sophokles den fernen Gott glaubt, muß der Mensch in der Angst und zur Angst frei werden, weil Pindar den nahen Gott glaubt, ist er Dichter und Theologe des Augenblicks. Sehen wir auf seine Liebe, so erscheint uns sein Glaube stärker, sehen wir aber auf den Raum des Schreckens und der Leere, den der Tragiker durchdringen muß und siegreich durchdringt, so geben wir diesem die Palme. Homer unterscheidet sich von Pindar dadurch, daß er keinen Göttern vertraut, von Sophokles aber hebt er sich ab, weil er Augenblicke als echte und nicht als krampfhaft erzwungene Rundungen der Zeit reiht. Wir sondern zwischen den Göttern und der Göttlichkeit der Welt: jene jagt Homer davon, diese läßt er herankommen und den Augenblick spannen. Sowenig die Ferne der Götter den Glauben unwirklicher macht, so wenig vernichtet der Tod der Götter den Augenblick, wenn nur die Welt selbst noch als göttlich genommen wird. Pindar und Sophokles stimmen im Glauben, Homer und Pindar in der Nähe des Göttlichen überein, doch erschließt Pindar sich dieses, indem er den Göttern zu-, Homer, indem er sich von den Göttern abwendet. Augenblick bedeutet, daß der Gott dieser Welt dabei ist, Angst und Zukünftigkeit aber lassen entweder, wie bei Sophokles, auf seine Distanz oder, wie in der Edda, auf seine Unsicherheit und schwindende Kraft schließen. Ob der Augenblick vom Gott oder nur von der Göttlichkeit gestiftet wird, ist von großer Bedeutung: auf diese Weise scheiden sich Chorlied und Epos, Welttiefe und Weltbreite, Welteinbruch und Weltanwesenheit.

Wofern wir epische Charaktere beurteilen und epische Abläufe betrachten, dürfen wir niemals, wenn wir nicht fehlgreifen wollen, die Unstetigkeit vergessen, zu der die Zeit den Dichter und seine Gestalten zwingt. Hektors Wesen beugt sich dem Diskontinuum, während Achill sich mehr zurückhält – aber auch er kann sich dieser Macht nicht entziehen, und das heißt: der Tod, den er gewählt hat und auf den er sich durch seine Patroklos-Rache selbst zutreibt, hat ein leichteres Gewicht, als er es etwa für den gänzlich in die Zukunft hineinlebenden Hagen hatte und hat. Achill braucht die Todesangst nicht wie

Hagen nach unten zu treten und in starrer Maske zu verbergen, weil sie ihm von der Unstetigkeit der Zeit abgenommen und getragen wird. Sobald ein Augenblick mit Freude oder Zorn gefüllt ist, kann sich die Angst nicht mehr durchsetzen, ist die an ihren spezifischen Augenblick gebundene Angst nicht mehr da. Gewiß lebt Achill mit seinem Tod zusammen, aber jedes lebhaftes Jetzt nimmt ihn aus diesem Zusammensein weg, und so ist seine Entschlossenheit eine geringere Leistung als der Mut, mit dem Hagen oder Odin auf ihr Ende zureiten. Achill erinnert sich des hereinstehenden Todes so, daß er ihn vergißt, und ist damit exemplarisch für das Verhältnis, das die epischen Heroen überhaupt zu ihrem Tod unterhalten. Sie werden vom Tod, der ihnen als schlimmstes Übel gilt, und dem sie weder einen Sinn noch eine Hoffnung abgewinnen können, erstaunlich wenig beunruhigt. Statt daß er die Augenblickskugeln zerschneidet, ist es vielmehr der Augenblick, der dafür sorgt, daß der Tod in Todesgedanken nicht zu mächtig wird.

Turm in der Schlacht

Da ist der schwerfällig-schwerzüngige Aias, Sohn des Telamon, Enkel des Aiakos und darum Vetter Achills, vom kleineren Oileus-Sohn Aias als der Große unterschieden, Führer des Kontingents von Salamis, Fels in der Brandung, weniger Sturm als Unerschütterlichkeit, Schild der Rückzüge und letzter Hort der aussichtslosen Lage. Von ihm sagt Homer:

„Keinem Mann wohl wiche der Sohn des Telamon, Aias,
Der, ein sterblicher Mensch, sich nährt von Demeters Korne
Und vom Erz zerrissen wird oder geschleuderten Steinen.
Selbst vor Achilleus würde er nicht, dem Zerschmetternden, weichen,
Mann gegen Mann; denn im Lauf ist dieser nicht zu besiegen.“

Einen Heros Achill gleich zu setzen, ist das Äußerste, und so wundert es uns nicht, daß er sich im Zweikampf dem mächtigen Hektor als überlegen erweist und daß Glaukos Hektor tadelt:

„Du aber hast nicht einmal gewagt, dem mutigen Aias
Fest mit offenem Blick zu stehn im Getümmel der Feinde,
Noch ihm grad zu begegnen, da tapfrer er ist als du selber!“

Ist Achill Ausgewogenheit von Wort und Tat, Odysseus Vorherrschaft des Wortes, so Aias Übergewicht der Tat – ist Achill darum schön, weil in seinem Leib Masse und Form einander entsprechen, so reicht bei Aias die Form nicht aus, die Masse zu durchhauchen. Darum bricht er nicht befreiend los, zerbläst er nicht die Troer, aber er macht ihnen, wenn sie andrängen, den Ansprung bitter. Er ist wie ein Baum, der geringeren Helden Schutz gegen das Unwetter bietet: sein Halbbruder Teukros, ein Bogenschütze, versendet, von seiner Riesengestalt gedeckt, seine Pfeile, aber auch Aias der Kleine, der nicht mit ihm verwandt ist, will sich im Kampf nicht von ihm trennen. In der Drangsal der Griechen wird Aias als einziger der großen Helden nicht verwundet – wer sollte sonst die Katastrophe verhindern? Aias schirmt den verwundeten

Odysseus, er rettet den Leichnam des Patroklos, er bewahrt die Schiffe vor dem Brand:

„Wer von den Troern jetzt den gebuchteten Schiffen sich nahte,
Flammendes Feuer in Händen, des Hektor Befehlen gehorsam,
Aias stieß ihn zu Boden, mit ragendem Speer ihn erwartend.“

Immer wieder wird, wenn es hart auf hart geht, nach Aias gerufen. Von einer Gottesraserei, einer Gottesbegnadung des Aias hören wir nur einmal – es ist, als habe der verwandte und ähnliche Achilleus von Aias alle Götter weg- und zu sich hingezogen. Schon daß der Telamonier Verteidiger und nicht Angreifer ist, zeigt, daß seine Größe in der Gottverlassenheit, im zähen Widerstand besteht, und so wird Aias zum Modell, an dem, über Achill hinaus, Homer die Wahrheit des Menschen aufdeckt, so wird Aias im bedeutendsten Gleichnis Homers mit dem Esel verglichen und damit der Sinn des menschlichen Daseins in die eselhafte Geduld gesetzt.

Dieser liebenswerte Held, bei dem ich mich, wenn ich sein späteres Schicksal bedenke, kaum der Tränen erwehren kann, hat eine große und verhängnisvolle Laufbahn vor sich. Auch er ist wie Achill ein Zornmütiger, auch sein Ehrgefühl ist von gleichsam isländischer Empfindlichkeit, und so gerät er außer sich, als gegen das ausgesprochene Testament Achills nach dessen Tode die Götterwaffen nicht ihm, sondern Odysseus zugesprochen werden – und zwar von einem Gericht troischer Frauen, die den für die Stadt gefährlichsten Gegner benennen sollen und die, wie der Ausgang zeigt, mit Recht, die List des Odysseus mehr fürchten als die Kraft des Aias. Wir kennen des Aias Wut aus einer Tragödie des Sophokles und begreifen, indem wir den Groll der beiden Heroen vergleichen, den Unterschied des tragischen und des epischen Gottverhältnisses. Achilleus, mindestens so kraftstolz wie der Telamonier, fordert in seinem Grimm die Götter nicht heraus, weil er sich nicht an ihnen stößt und blutig reißt, und er stößt sich nicht an ihnen, weil sie keine Götter mehr, sondern Diener seiner Ehre sind, weil sie ihm nicht entgegenstehen, weil sie der Wirklichkeit ermangeln, während Aias es mit seienden Göttern zu tun hat, gegen die er mit jeder Regung seiner Stärke prallt, die seinen Stolz nicht dulden, die seinen Stolz brechen wollen, und von denen er sich doch nicht brechen läßt. Der Aias des Sophokles hat immer schon die Götter provoziert:

„Im Bund mit Göttern, Vater, kann der Nichtigste
Kraftvoll bestehn den Kampf. Ich aber, ohne sie,
Getraue mir, an mich zu reißen diesen Ruhm.“

Aias und Achilleus sind in ihrem Ehrzorn faktische Gottesleugner, jener aber hat Götter um sich und muß darum büßen, dieser steht nicht vor Göttern, sondern vor dem blinden Schicksal und wird darum von den Göttern nicht bestraft, sondern geehrt. Als ein so Ungeheurer ist Aias von vornherein im Mythos vorgegeben, daß auch der Menschenbrecher Sophokles ihn nicht knicken kann. Aias wie Achill drängen zur rächenden Bluttat, aber während Athene, die so gern die Nähe des Heros aufsucht, den einen zurückhält, schlägt sie den andern mit Wahnsinn, läßt ihn statt seiner Gegner, statt des

Odysseus und der Atriden, eine Herde Beutevieh niedermetzeln und fügt auf diese Weise seiner Ehre eine unheilbare Wunde zu. Er kann, so geschändet und lächerlich, nicht weiterleben und begeht Selbstmord, aber auf „germanische“ Weise, trotzig in seinem Haß, aufbegehend, als letzten Akt seines um nichts verminderten Stolzes. Auch im Epos hat der Tod dem Aias nichts von seinem Grimm genommen: er wendet sich, als er Odysseus in der Unterwelt sieht, verachtungsvoll ab.

Dieser störrige Aias ist gewaltig, und dennoch scheint uns, daß er den Heros, den Homer uns entwirft, nicht ganz ausschöpft. Wir spüren ein Ungenügen, und keiner hat diesem Bedauern schöneren Ausdruck gegeben als Pindar:

„Ihr kennt des Aias Kraft, die er blutrot in später Nacht um sein Schwert herum zerschneidet. Die Kinder der Hellenen, so viele nach Troja gingen, machten ihm Vorwürfe. Aber Homer hat ihn unter den Menschen geehrt, sein Mannestum hoch aufgerichtet und ihn mit seinem Stab göttlicher Worte so dargestellt, daß die Nachkommen sich an ihm erfreuen. Das Wort geht, sofern es gut gesagt ist, unsterblich daher. Über die fruchtbare Erde und durch das Meer ist immer unauslöschlich der Ruhm edler Taten gedungen!“

Den Selbstmord kann Pindar nicht aus der Welt bringen, aber er beschuldigt nicht die Götter, sondern die List des Odysseus, der ihm zur Gegenfigur des Aias wird, dergestalt daß der wesentliche Seinsriß sich zwischen diesen beiden ereignet: Dorertum steht gegen Joniertum, Mutterland gegen Kolonie, Gottesknechtschaft gegen Aufklärung, heiliger Tanz gegen Diskussion, stammelnde Tat gegen behende Zunge, verlässlicher Ernst gegen schillerndes Arrangement:

„Der Neid heftet sich immer an Edles, er streitet nicht mit Schlechterem. Er zerfleischt auch den Sohn des Telamon und rollte ihn um sein Schwert herum. Wahrlich, Vergessen hält in finsterem Haß den Mann nieder, der zwar zungenlos, aber stark im Herzen ist. Höchste Ehre wird dem schillernden Sieger entgegengespannt. Denn die Danaer ehrten Odysseus in geheimer Abstimmung. Aias aber, der goldenen Waffen beraubt, rang mit dem Mord. Wahrlich, unähnliche Wunden rissen sie den Feinden ins warme Fleisch, als sie mit der todabwehrenden Lanze kämpften um den frisch getöteten Achilleus wie an Tagen anderer Kampfmuhen, die viele dahinrafften. Haß und Verleumdung gab es auch damals, sie gingen mit schmeichelnden Worten zusammen, sie sannen Listen, sie waren schändlich und richteten Böses an, sie taten dem Lichten Gewalt und hoben das Dunkle in einen faulen Ruhm empor. Vater Zeus, laß mir solche Gesinnung immer fern sein, gib, daß ich auf einfachen Wegen des Lebens gehe.“

Wenn Pindar Zeus darum bittet, ihn nicht zum Odysseus, sondern zum Aias zu machen, so erfleht er nicht nur eine sittliche, sondern eine geistesgeschichtliche Entscheidung – man sieht wie der Gegensatz der Charaktere zu dem der Stämme und der Theologien wird, Mythos und Logos, Dike und Moira, heilige Enge und profane Weite, und wie die Niederlage, die die Geschmeidig-

keit der Wucht, die der sich jeder Not entwindende Lügnerzähler dem in der ersten Not seines Lebens zugrunde gehenden Ungewandten zufügt, sich in eine Weltgeist-Struktur umsetzt. In dieser meiner Homer-Deutung eigne ich mir Pindars Blick und Urteil an, ich setze auf Aias und nicht auf Odysseus, und das heißt: ich empöre mich gegen den Gang der Geschichte. Wie im Waffenstreit der Jonier über den Dorer siegte, so in Hellas die odysseischen über die aiantischen Kräfte: Athen jonisiert sich, wenn auch seine Größe darin besteht, daß es immer wieder in Mutterländerei und Dorophilie zurückfällt, der Hellenismus erfüllt einen jonischen Auftrag, Jonien gründet das Abendland, und nun deute ich, mich auf die Bundesgenossenschaft Pindars und Rudolf Borchardts stützend, diesen Weg als Fehlweg.

JÜRGEN SEIFERT / RANDBEMERKUNGEN

Wer aufs Wesentliche setzt, versetzt es.

Stetes Diktat macht Zuträgliches unzuträglich.

Den Weizen auch mit der Spreu wollen!

System ist die eigene Krankheit – allem aufgezwungen.

Wer absondern will, muß sich absondern.

Der bloße Entschluß zu verändern bleibt abstrakt und ohne Folgen: wir ändern nur durch Hingabe – und werden selbst verändert.

Der Abhängigkeit mächtig wird nicht, wer auf seine Traumfreiheit pocht, sondern wer die eigene Bedingtheit erkennt.

Eingekreist: Wir produzieren die Umwelt, die Umwelt produziert uns; wir bestimmen die Institutionen, die Institutionen bestimmen uns.

Die Selbstdegradierung des Herrn zum bloßen Machthaber macht die Auf-
lehnung der Unterworfenen zur notwendigen Folge.

Unter der Maske des Allgemeinen blinzelt das Eigeninteresse.

Feinde einen – Einheit verfeindet.

Die entfesselte Praxis ist der Befreiungsversuch von Träumenden.

Der Messias wird heute als Klasse erwartet.

Wunder werden heute unter dem existentialen Titel der „Kehre“ oder als
„qualitatives Umschlagen“ geglaubt.

Nur Trunkene folgen dem Rat, weiter zu trinken, damit der „Umschlag“
eintrete.

Zu sehr verschrt, – selbst das Verschrende!

Das letzte Bürgerglück: auf kein Glück mehr zu hoffen.

Der Traum vom Glück ist der ärgste Feind des Glückens.

Die große Erwartung sperrt uns hinter Klostermauern.

Es nimmt, wer ohne Hoffnung gibt.

Entsagen – zum Wert gemacht – spekuliert mit dem Verzicht als Guthaben.

Freigeben – oder der Freundschaft geht die Luft aus!

Im Überbetonen der Freundschaft vereinnahmen wir den anderen, verstricken
ihn im Netz beschwörender Possessivformeln.

Treubruch ist der Reflex der Gewalt, die wir dem anderen antaten.

Mit dem Gegenüber geht der eigene Halt verloren.

Hingabe, die sich an nichts hält, einzig auf Gott baut, setzt Anfang.

Kiew, 17. Juni 1906

Ich finde überall Hilfe in deutscher Sprache; hier gibt es einen sechsstündigen Aufenthalt, den ich in Gesellschaft eines Monteurs aus Sachsen zum Durchstreifen der Stadt benutze.

Kurzer Bericht seit Alexandrowo: Es ist die Grenzmühle, durch die man gemahlen wird. Paß- und Zollrevision, Gepäck und Billet, und immer in einer ruhigen Sekunde ein Blick auf die Erscheinung und das Wesen der russischen Menschen. Bis Warschau im bequemen Wagen mit einem Herrn, der sich als erste Reisevorbereitung Kragen und Binder abnimmt und sodann die Unterhaltung mit einer Dame eröffnet. Er hockt auf einem untergeschlagenen Bein und redet nur, wenn sie Atem holt. Trotz der Lässigkeit im Äußern machte er einen feinen Eindruck, und seine Art, sie zu überhäufen und sein Ich über sie zu ergießen, ist zugleich huldigend und erobernd.

Beim Eintritt in ein fremdes Land erlebt die schon graue Neugier einen Johannistrieb, und die Beobachtungslust, die so oft ihre Netze ausgeworfen und von Steinen beschwert und zerrissen ohne Schätze wieder eingezogen hat, rüstet sich mit ganz frischem Fangwerk. Dem Reisenden erscheint jenseits der Grenze eben alles neu, und wenn in seine brausende Überschwenglichkeit im Auffassen auch ganz sacht die dämpfende Überlegung hineinraunt und zu wissen vorgibt, die Welt sei überall eine Welt des Scheins, diesseits und jenseits, so reizt doch eine neue Welt – und für die Neugier ist's eben eine junge – alle Sinne mit so heftigen Forderungen, wirkt auf sie so anmutend und anfrischend, daß sie, um nur einigermaßen der Glückslast Überfluß zu empfangen und zu halten, ihre Bequemlichkeiten und Gewohnheiten, den ganzen Leistungsschlendrian auf einmal von sich scheiden, gleichsam ausschwitzen müssen. Und wenn der Mensch sonst gesund ist und an seinen Sinnen kräftige Seelenglieder besitzt, dann läßt er fröhlich eine Neugeburt am Gefühl auch in sich vollziehen und entspricht mit neuer Natur und neuem Geist der neuen Welt um ihn. Nur eine Gefahr ist dabei, daß diese neue Jugend der Empfänglichkeit eine Kindlichkeit an Seele in sich trägt. Eine Kleinmäßigkeit der Anschauung, eine Spiellust mit all und jedem. Ein – an sich glückliches – Sichverlieren in den unendlichen Kleinheiten des Vordergrundes. Worüber dann gar leicht das Hintenstehende mit seinen alles einschließenden großen Maßstäben über die Faßbarkeit der Augen hinausragt und also überhaupt nicht ins Bewußtsein dringt. Um also die trivialen Beobachtungen, wie sie alle Kinder und alle kindgewordenen Erwachsenen am ganz Fremden machen, einer besseren Sachlichkeit zu opfern, reiße ich in meinem Tagebuch die Seiten mit Aufzählungen und Betrachtungen des Vordergrundes gleich einem Bündel Unkraut aus der kleinen Garbe dieser Schilderung und will nur versuchen, die im Fluge vollendete Reise von etwa 2000 Kilometern als einfache Vorstellung in ihren großen Zügen gleichfalls wie die Anschauung eines Fluges zu gestalten.

Die Ferne als deutliche Vorstellung der Nie-Endlichkeit ist mir der Inbegriff des Russischen meiner Erfahrung geworden; und mit der Formung dieses Begriffs begann schon die Reise. Zwei Nächte und den größten Teil von zwei Tagen rollten wir von Alexandrowo an durch das Land. Zweimal ging fast an der gleichen Stelle, vom Wagenfenster aus gesehen, vor uns die Sonne auf, zweimal versank sie rot hinter uns in den Dünsten eines langen Sommertages. Zweimal stieg am gleichen Punkte der volle Mond, nachdem die Sonne gesunken war, über den weiten Ebenen auf. Die großen Pendel der Weltenuhr gingen über uns hin ihren stillen gewaltigen Gang von Osten nach Westen. Und bei diesem überwältigenden Auf, dem wir entgegenfuhren, diesem Nieder, das wir im Rücken ließen, gleich als hätten wir mit der kilometermordenden Dampfarbeit eines Tages den Bezirk seiner Macht durchmessen und gingen nun in ein Traumland von milderem Regiment hinein, fühlte man die Zeit und jeden Tag mit reichem, überlangem Maß gemessen, jede Nacht, zur tiefen Schlaferquickung unverkürzt gegönnt, wie eine treibende, wandernde, stetig ziehende körperliche Macht hinstreichen übers Land. Sausend durch die Zeit und ihre weiten Provinzen, und sie über uns strömend und um uns fließend, in so seltsamen Zustand erhöhten Empfindens verwandelte sich langsam, gegen Abend immer ausschließender, immer ruhevoller, immer traummäßiger, die anfänglich überreizte Empfindung, die Überwachsamkeit der Reisetage. In den Sümpfen Wolhyniens spiegelte sich das erste Abendrot, im Dnjepr badete, am Gold der Kirchen von Kiew entzückte sich die Abendsonne des zweiten Tages. Und der Mond traumwandelte über die Felder und predigte seinen Seelenfrieden über den Dörfern.

Um von den gesehenen und hastig durchstreiften Städten das im Fluge Erhaschte zu sagen, so umwirbelte mich in Warschau der aus Pferdehufen und Wagenrasseln entstandene Orkan und die revolutionäre Atmosphäre so betäubend, daß ich von der Stadt selbst keinen typischen Eindruck gewonnen habe. Um mit dem Zirkel des architektonischen Blicks im Auge eine Stadt zu betrachten, darf man nicht überall auf Militärposten, Gefangenentransporte und Eskorten beim Hinundherbringen von Wertsachen aller Art stoßen.

Natürlich, der Erinnerungsvorrat enthält tausend Gegenstände, die alle wahllos, wie in der Hast eines Brandes, einer Katastrophe, ergriffen und gerettet wurden. Aber mit diesen Eindruckstrümmern läßt sich selbst für die gefälligste Einbildungslust kein „Warschauer Innenraum“ oder eine Musterfassade herrichten. Wenn z. B. bei der Fahrt über die Weichselbrücke unser Fuhrwerk nicht mit einem andern karamboliert wäre und bei dem Streit der beiden Kutscher, dessen Laute uns wie Peitschenhiebe um die Ohren piffen, die grotesken Silhouetten nicht in das Bild hineingeschnitten wären, könnte man vielleicht ein einzelnes, aber vollendet milde und zugleich schwertönig und tieffarbig geätztes Blatt von dem flachen Gestade eines breiten, durch unendliche Tiefländer zielüberdrüssig, gleichsam auf gut Glück seine Bahn gehenden Flusses vorlegen.

Kiew hat zu seinem Bilde mehrere Stunden gegessen, und bei ihm darf man

schon erwarten, daß die nebeneinandergestrichenen Lichter und Schatten sich zum individuellen Bilde aneinanderschließen.

Ein Fluß, der dem Schwarzen Meere zustrebt, wird rechtsseitig von steilen Uferwänden empfangen und vorübergelenkt. Der Dnjepr windet sich, dem Auge des Betrachters von der Höhe wie über den Horizont geschlängelt, aus Gott weiß welchen Fernen, mit oft geteilten Armen ein ganzes Inselland fassend und mit sich heranbringend, bis hart an den Fuß dieser bis hier wie zur Schau eines Zuges landfressender Wasserschlängen andrängenden Landerhebung. Und viele, viele echt vergoldete Kirchenkuppeln sind mit zusammengeströmt, nur daß sie sich mit Ausnahme einiger Hauptkirchen und der Kathedrale, die aber vornehm zurückliegen und vor dem Schauspiel unten eine verächtliche Geringschätzung zeigen, seitwärts auf niederziehendem Gelände gehäuft haben. Sie begaffen, betasteten, wehren ab und finden einander doch in innigem Zusammengehören: Kiew und der Dnjepr. Und die Straßen der Stadt, etwas hinterwärts im Schutz der Wälle und Anlagen vom Absturz zum Fluß behaglich quartiert, legen sich über die Anschwellungen und hängen sich in die Einsenkungen, rollen sich im Sonnenwinkel und recken sich langhin zwischen Bahnhof und der Mittelhöhe, auf der die moderne Stadt sich festgenistet.

Viele Bettler und Kirchen; für ein erst seit Stunden der russischen Welt angehöriges Auge ist der Anblick dieser ihrer Hauptbestandteile nur die halbe Bestätigung der schönen Lebensregel: Bete und arbeite. Eine russische Übersetzung dürfte in Anpassung an hiesige Eigentümlichkeiten richtiger sagen: Bete und bettle! Aber der Hauch Gelassenheit der russischen Seele geht geruhig über Beter und Bettler dahin. Wie über zweierlei Kinder eines Gedankens, von denen das eine aber eine proletarische, das andere eine bürgerliche Mutter gehabt, und die so durch Vaterschaft zwar verbrüdet, durch Verschiedenheit der Mütter aber in zweierlei Herkommen gesondert sind. Zum ersten Mal sah ich die Farben Weiß, Grün und Blau im großen Maßstabe die Harmonie großer architektonischer Werke begleiten, sah die sonderbaren, voll mit vielen Glocken behangenen Glockentürme, Popen in langen Haaren und langen Kleidern und Scharen russischer Gläubigen aus den Türen strömen wie erleichternde Atemzüge der Lunge dieser Kirche selbst nach gar zu langgedehnten Litaneien.

Und auf alles brannte die Sonne nieder mit jenem ermüdenden Cicerone-Fanatismus, der mir unermüdlich zuschrie, ich solle heute noch alles, alles, alles sehen und verstehen. Sie wolle mir nichts verbergen. Sie bot mir die Unendlichkeit der Erscheinungen in gedrängter Fülle, hastig wechselnd. Und sie stumpfte mit ihrer Unbarmherzigkeit schnell meine Augen, die ihre Gewissenhaftigkeit im Gewühl des Vielzuvielen gefährdet sahen. Und als gute Deutsche wie wir waren, verlangte uns heftig aus diesem allen nach jener beschaulichen deutschen Kaffeegelassenheit, in der die Seele geruhig über alle Welt gleiten kann. Vom hohen Sitze hart am Abhang der abschüssigen Ufer genossen wir das Stündchen Nachmittagsruhe und lebten mit der Schönheit der jenseitigen Ebene das erhoffte Glück der Zukunft.

Charkow, 20. Juni 1906

Am Morgen, nachdem wir abends vorher von Kiew abgegangen waren, trafen wir in Charkow ein. Diese Fahrt durchs selten bewegte, schwachbewaldete Ackerland, wo wir dann, das Sonnenuntergangsrot hinter uns lassend, dem aufgehenden Vollmond entgegen, zum zweitenmal auf dieser Fahrt beide Phänomene vom Wagenfenster aus am selben Orte sehen, macht einige Wirkung. Im Saus durch die Zeit, die an uns vorbeigleitet und über uns hinfließt. Aber der Zug war überfüllt und das Lager auf dem obern Bett schwül. Ein Gouverneur war im Zug, dessen Personal, zum Teil in unserem Wagen zweiter Klasse stationiert, Unruhe genug verursachte. Nicht nur Militär, altes und junges, sondern auch anscheinend Zivilwächter, die unausgesetzt die ganze Nacht durch den Zug strichen und im Vorbeigehen alle Schläfer ins Auge faßten. In Warschau soll's gestern unruhig gewesen sein, ein Polizist erschossen.

Mein Monteur mußte in Poltawa hinaus; aber ein junger Russe, der aus Wien auf Besuch kommt, nahm seine Stelle ein und erwies mir mit minderwertigem Deutsch vollwertige Hilfe. Ein guter langweiliger Kerl, der Ansichten auskramt und ihnen, ehe sie ganz sind, schon die Hälse abdreht, als hätte er selbst kein Zutrauen zu ihnen. Der mich bald verbindlich behandelt, bald dummdreist übersieht und nach einigen Stunden, wo ich nicht für ihn existierte, eine gleißende Liebenswürdigkeit aufbot kurz vor unserer Ankunft in Charkow. Er wollte eine Station vorher aussteigen und fürchtete, es seien keine Kofferträger am Bahnhof des kleinen Nestes, und der Zug hielt nur ganz kurz. Ich verstand und half seinem Gepäck hinaus.

Manches läßt mich hier an Texas denken; wie die Stadt sich an den Hauptausgängen aufs Land öffnet und die Straße, breit wie ein kleines Feld, ungepflegt und selten benutzt, ins offene Land hinaus kriecht, erst noch unregelmäßig mit niederen Häusern bestanden, dann, von Erdrissen angebröckelt, von Gleisen, die bald hier bald da die günstigste Stelle gesucht haben, sparsam gefurcht, von Regenwasser ausgelöscht und nach der Seite des tieferen Feldes abgetragen; aber diese Ähnlichkeit schien mir nur im ersten Augenblick frappant, als ich zum ersten Mal, um wieder einen Blick auf flache Felder zu werfen, hinausging. Jetzt sehe ich den ganzen Unterschied. Auch der Himmel täuscht mich nicht mehr und die langen Züge des Horizonts. Alles unfrisch. Und nun gar die Stadt; heiß, staubig, schmutzig, faul; alles vom immer wieder hochgewirbelten verstaubten Pferdemist durchsetzt, ein Geruch, der mir notgedrungen als Hauptkennzeichen der Revolutions-Atmosphäre vorkommen muß. Anderswo mag die Revolution nach Blut riechen, hier riecht sie nach Pferdemist.

Was ist der Russe für ein Mensch? Ich sah am Bahnhof, wie ein Betrunkener einen Grusinier anrempelte, eigentlich nur anulkte. Der, mit seiner Lammfellmütze, antwortete nur mit einer Gebärde, indem er die Hand an sein Messer legte und den andern stolz und verächtlich ansah. Es brauchte nicht mehr, daß er abließ. Ein Matrose, ein Hüne, aber dabei ein ausgemachter Galgenvogel, kam offenbar mit dem besten Gewissen munter zur Tür eines Cafés herein und

bot einem Gast eine neue Meerschamspitze im Etui zum Kauf an. Abgewiesen, versuchte er sein Heil bei mir und grinste freundlich zur Ermunterung meiner Kauflust. Weiter kam er nicht, denn Portier und Kellner verlegten ihm den Weg und machten Miene, als er ablehnte hinauszugehen, ihn anzupacken. Aber da hätte man die Entrüstung des Braven sehen sollen, dem es offenbar ein leichtes war, die beiden nacheinander durch die Fensterscheibe zu werfen, wie er danach Gnade vor Recht ergehen ließ und den beiden ihr erbärmliches Leben noch einmal schenkte. Nach diesem Akt der Großmut schien er vergessen zu haben, was für ein Zweck ihn hereingeführt hatte, und ging harmlos weiter.

25. Juni

Wir gehen unsern Geschäften nach und die Zeit den ihren. Kommen wir an einem Gefängnis vorbei, wie es auf dem „Kalten Berg“ gegenüber einer Kirche liegt oder in der Stadt, so sieht man gleichsam in ihr sorgenvolles Gesicht, hinter dem der Geist vergeblich auf Lösung der Fragen sinnt, die ihn umgeben. Die Fenster, gewöhnliche, vergitterte Fenster, geben den Insassen den vollen Blick auf die Straße, und dies mag ja menschlich gerechtfertigt sein. Sie stellen sie aber auch wie Menagerietiere dem Vorübergehenden zur Schau, der mit Entsetzen das Gebäude und die umgebende Mauer von Soldaten mit aufgefanztem Bajonett bewacht sieht. Zwar so stehen sie überall umher, auf Bahnhöfen und vor Banken, ziehen auch so durch die Straßen, aber vor dem Gefängnis wird der Anblick unheimlich beredt. Gefängnisrevolten sind auch solche Erscheinungen, in die die faule Zeit ausbricht. Umliegende Gebäude sind in Brand geraten oder angesteckt, die Gefangenen fordern Öffnung der Türen, da sie fürchten, bei lebendigem Leibe zu verbrennen, und die Bastille wird von den Insassen selbst gestürmt. Aber man tut vielleicht Unrecht, an die Vorgänge der französischen Revolution zu erinnern. Der russische Mensch ist als Typus so besonders, er muß auch einen neuen Revolutionstypus zustande bringen, einen, der seinem Widerwillen dagegen, ein Ziel im Auge unverrückbar festzuhalten und ihm zuliebe in eine vorläufige Knebelung konträrer Willensrichtungen zu willigen, entspricht. Ihn eckelt vor seinem eigenen Ideal, wenn es unverdrossen Fleiß und Disziplin von ihm fordert. Vor allem, was damit zusammenhängt, wendet er sich mit Abscheu ab. Revolution mag eine gute Sache sein, aber selbst machen – ich höre hier immer in den Straßen Hjalmar Ekdal seufzen: „Diese anstrengenden Vorbereitungen!“

26. Juni

Aus einem Dorfe in der Nähe fahren jeden Morgen zwei Schlosser herein. Heute hörten wir, daß sie seit sieben Jahren für alles Hin- und Herfahren noch keine Kopeke bezahlt hätten; es sind noch mehrere andere auf dieser gemeinschaftlichen Fahrt, „und die Kondukteure wissen zu gut, daß wir sie jämmerlich verprügeln würden, wenn sie sich unterständen, Billetts von uns zu verlangen“. So läuft alles friedlich ab, jeder bekommt sein Recht, nur der Staat nicht; aber ein Recht, das der Staat nicht bekommt, ist sein eigenes Unrecht.

Ich beobachtete unsere Schlosser bei der „Arbeit“. Sie haben eine Art Schutzfärbung gegen Überraschung angenommen, eine Art von Ruhestellung, die die Arbeit vortäuscht. Einer legt die Schablone an ein Rohr und verharret nun in dieser Stellung, die eine unmittelbar vorangegangene und unmittelbar folgende Tätigkeit andeutet, in behaglichem Gespräch mit den andern Helden. Er hält den Hammer so, daß er sofort zuschlagen kann, aber er schlägt nicht, sondern plaudert. So stehen sie emsig im Bau, und der Stukkateur vom Nebenzimmer hockt und horcht auch und gähnt; es sieht aus, als bisse er aus der Zeit ein großes Stück heraus. Ein Gärtner in öffentlichen Anlagen kämpft seinen Kampf ums Dasein mit der Ruhe der Verzweiflung. Der Spaten dient ihm als einzige Stütze für die faulen Glieder, und mit dem Rauch der Zigarette läßt er aus seinem Innern behagliche und zufriedene Empfindung herausströmen. Er wirkt ja wieder, wenn dies Kraut verraucht ist, aber dann ist jede Bewegung ein Protest mit dem Spaten, eine pathetische Gebärde, mit der er grundsätzlich die Idee der Arbeit verneint. In den Büros, besonders Staatsbüros, soll der Samowar das Symbol der umschriebenen Arbeitsverweigerung sein; unsere in Deutschland unverständliche burschikose Redensart „Abwarten und Teetrinken“ muß aus Rußland kommen. Da ist der Tee Erwecker aller behaglichen Plauderlust. Die summende Maschine läßt die Gemütsfibern anklingen und sänftigt alle wilden Forderungen des Willens nach Tat und Zweckarbeit. Ein Widerspruch gegen die Ungemütlichkeit alles hastigen und nachdrücklichen Schaffens einigt die Teetrinker auf den Büros, wo manchmal die besten Stunden des Morgens von den süßen Entschlüssen zur Nichtarbeit ausgefüllt werden.

1. Juli

Sonntag in Pokatilowka. Hinaus mitten im Gedränge auf der Plattform zwischen zwei Wagen dritter Klasse. Junge Arbeiter und Arbeiterinnen; unter den letzten suchte ich vergeblich das Russentum, das in den männlichen Gesichtern, man möchte sagen, mit einem abgenutzten Stempel geprägt dastand, so überein in den Haupttiefen und Höhen, aber auch so unverfeinert und unscharf in den Übergängen. Einen besonders werde ich nie vergessen, und zwar bei diesem einen nie den Ausdruck, mit dem er im Gedränge der Köpfe auftauchte und verschwand. Einer hatte ein Lied zu summen begonnen, ein Mädchen mit einem Tuch, dessen Muster schwarz gegen das helle Gesicht standen, stimmte mit einem starken Ton ein und drang, bald von andern Stimmen gehoben, auf die leidenschaftlichen Höhen einer schwermütigen Melodie hinauf. Sie weilten mit grenzenloser Hingabe bei den Auf- und Abschwelungen, beim Herabgleiten von rasch emporgestürzten Höhen. Absolute Seligkeit gemeinsamer Empfindungen. Und der Bursche von vorhin brummte nur mit, als ginge er auswärts seines Körpers mit seiner Seele wie betäubt von dumpfer Empfindung. Die Augenbrauenlinie war ihm scharf unter der massiven Stirn quer über den Nasenrücken weggeführt, die dicke, kurze Nase war ein wenig aufgestülpt, und die Oberlippe stand wulstig über der Unterlippe, ein geteilter Bartwuchs keimte rechts und links am Kinn. Die Augen lagen

tief verborgen im Schatten der Felsenstirn und wirkten von vorn nicht anders als Schatten. Die Sänger runzelten ihre Stirn, als gingen ungeheure, die Vorderwand bedrängende Bewegungen im Innern vor sich, ihre Augen starrten von tragischer Wehmut; sie wollten genießen und ließen ihre Inbrunst unbedenklich hinströmen. Später im Wald und im Dorf sah man einige männliche und weibliche Nationalkostüme, und wo sich unterm Schnaps die Lust zur Wut erhitzt hatte, war das immer noch melancholische Auslassen des Stimmungsdrangs ein unerträgliches Gebrüll, und das Hinziehen der Melodie auf ihren starken Punkten konnte man nur noch ein lästerliches Schwelgen heißen.

Die Dorfhäuschen mit hohem Strohdach und dem Vordach mit lehmgestampftem Flur sind sehr traulich, und der Ofen, der alsheizender Mittelpfeiler zwischen zwei oder noch mehreren Stuben allseitig wärmt, gibt mit seiner erhöhten höhlenartigen Seitenvertiefung das rechte Bild einer Murmeltierschlafstätte; die Fenster sind ganz klein, aber doppelt die Lehmmauer gefügt, und in den Mittelbalken der niederen Decke ist das russische Kreuz geschnitzt. Das Ganze wäre noch unvollkommen ohne die Heiligenbilder, die manchmal in beträchtlicher Zahl wie fromme, goldstrotzende Schaukästen eine Ecke oder eine Wand füllen. Die ich sah, waren Geschmacklosigkeiten, aber immerhin voller Stilwirkung. Köpfe und Hände der Heiligen in süßlichem Farbdruck, Gewänder und ornamentale Umrahmung in erhabener Arbeit von primitivster Ausführung, alles goldig glänzend. Das Sitzen unter der Vordiele, das Hereintreten durch die niederen Türen, das Herausfallen des Lichtscheins aus den kleinen Fenstern müßte einem Idyllenmaler köstliche und durch ihre Einfachheit und die Anspruchslosigkeit der Einzelheiten klassisch wirkende Bilder geben. Das Strohdach scheint der große gemeinsame Hut einer Familie. Die Enge des Schauplatzes alles menschlichen Geschehens macht jede Handlung bedeutend, und die ewige Wiederkehr derselben Arbeiten und kleinen Freuden gibt dem Leben etwas typisch Zwangsmäßiges. Der Mensch ist mächtig gegen seine Umgebung, und sein an sich gewöhnliches Tun bekommt einen großen Zug durch die Enge ihres Rahmens.

23. August 1906

Belgorod liegt nach Norden, drei Stunden Eisenbahnfahrt brachten uns hin durch Land, dessen Hügelwogen und muldenartige Täler auf prallen Flächen Wäldchen und Weiler, Gebüsche und Herden tragen; oft sieht man auf eine sonnige, leicht gekrümmte Fläche, die sich fern zum Horizontwall erhebt, und gewahrt plötzlich, daß ihre Gleichtönigkeit einen über ihre Größe getäuscht hat; denn sowie man Menschen sich regen sieht, Fuhrwerke wie Flohgespanne über die Straße herkriechen, Dorfhäuschen zerstreut wie ein Wespennest als Wabe und Zellengewächs an einer Senkung kleben, muß das Auge den gewährten Maßstab ans ganze Gebiet legen, und so dehnt sich dann oft eine im Augenfeld schmale Fläche vor dem Raumbewußtsein ins Ungeheure auseinander. Viele der plattgelagerten Berge schienen getigerte Ungeheuer; von langen Streifen überzogen, die sich beim Näherkommen als Erdrisse auswie-

sen, die das Regenwasser, richtiger wohl die hier gewöhnlichen Regenstürze, zu tiefen Schluchten ausgerissen hatten. Von der unheimlichen Abtragungskraft des Wassers konnte man sich eine Vorstellung machen, wenn man die tiefen Spuren dieser Wühlarbeit selbst auf kaum geneigten Ebenen sah, die freilich bei ihren ungeheuren Flanken gerade durch die Stetigkeit ihrer kaum merklichen Neigungen den Wassern erst die rechte Schwemmkraft geben. Das ganze Land war wie von Titanenschwertern verwundet, in einem einzigen Hügelbogen hingestreckte Horizonte von dichtgefallenen Streichen zahllose Male gespalten und dadurch von aller Tragkraft verblutet, der Begriff des Hinschwimmens köstlich ineinandergreifender sanfter Kurven und des frischen Wellens breiter Landflächen grausam gestört. Man konnte denken, da lägen die Leichen von Urweltungeheuern, wenn man die Krähenwolke wie einen schwarzen Schleier über solchen Höhen schweben und sich dehnend hin und her ziehen und endlich sinken sah. Sonderbare Mühlchen, nicht wie bei uns mit vier großen, sondern mit vielen kleinen Flügeln, standen in Gruppen auf den kahlen Bergen oder in Herden auf den Ebenen, eine hängende Treppe führte dicht überm Erdboden zu der an dem drehbaren Hauptkörper haftenden Plattform und der Tür ins Innere. Dicht überm Erdboden, wie ein langer Balkenschwanz, hing das Steuer dieser Maschine, die eigentlich nicht mehr bedeutete als ein großer Kleiderschrank, an dem die Flügel in Sternform als Gerüste für Illuminations- oder Feuerwerkszwecke befestigt sind.

Auf einer flachen Senkung zwischen zwei gewölbten Erdzügen liegt dann Belgorod (die weiße Stadt) in großen oder kleinen Brocken hingeworfen; die großen sind die zahlreichen Kirchen, die kleinen Häuser und Häuschen. Auf den ersten Blick sieht man dann, daß die Stadt einen ganz anderen Charakter hat als Charkow. Hiergegen ist Charkow westeuropäische Industriestadt, von ausgesprochenem Großstadtehrgeiz erfüllt, während Belgorod sein dorfmäßiges Dasein mehr träumt als lebt. Breite, meist ungepflasterte Straßen, bequeme und oft in einem massiven Geschmack nicht übel gebaute Anwesen schließen sich mit Mauern und Fronten nach außen ab, niedrig, behaglich, ja man möchte, da man eigentlich alles Drängen vermißt, sagen faul, wenn nicht das mehr tatarische als europäische Fuhrwesen überall Regung und womöglich Lärm anstiftete.

Und die Kirchen. Prächtig geweißt, mit grünem Kuppel- und Dächerwerk, stehn sie im breiten Gelände massig und überwältigend durch blendenden Widerschein überall herum. Im Auge, das von Weiß und Grün gereizt wird, dunkelt der umhängende Himmelmantel ins Tiefblaue nach, und aus den bogigen Schallöchern, die großen und kleinen Glocken geben ihren schweren Bronzeton, herumflatternde Krähen, die im Blau des Himmels schnell verlöschen, am Weiß der Mauern vorbeifliegend wie mit Schatten abfärbend, ihr schwarzes Sprühen ins Gemisch der Farben. Dazu Glockenton und Krähenkrächzen, und wenn etwa ein Pope, diese Priestererscheinung, neben der man sich unwillkürlich einen ähnlichen Christus schreiten denkt, um mit den Sinnen zu begreifen, was das Christentum sein wollte und was die Zeit und die Menschlichkeit am Ende daraus gemacht hat, das Gotteshaus verläßt und durch die

stillbreiten Straßen geräuschlos im weichen Staube hinwandelt, dann spukt im Lichte des hellen Tages für den Betrachter der Begriff von dem innersten Wesen des fremden, halbasiatischen Volkes, er sieht deutlich oder glaubt zu sehen die aus der Innigkeit des Ganzen erzeugte Idee in gespensterhaften Umrissen auftauchen, deren Augenblicken man begegnen, deren Lufthauch im Vorüberhuschen man spüren kann, sichtbare Vorstellung von dem Wahn und dem Wesenshauche der anderen Rasse. Es gibt solcher aus der mit frommem Wahn offenbar schwer gedüngten Stadt gewachsener Kirchen nicht eine, zwei oder drei, sondern es sollen neununddreißig sein. Von den Höhen abzu- sehen oder zu zählen waren sie nicht, und alle tragen auf den Kuppeln blitzend goldene Zwiebelspitzen, die ins Himmelsblau hineinprahlen wie ein Pharisäer- gebet, und viele, die ich mit den Blicken erhaschen konnte, brachten sich da- durch um eine ganze Wirkung, daß ihre Glockentürme, in denen die Glocken, von Krähen beschmutzt, oft massenweise wie schwarze Früchte hingen, mit dem Kuppelbau über dem Schiff im Gleichgewicht der architektonischen Waage standen.

Auf einigen weiten Plätzen herrschte wohl ein lebhafter Trödel, und vor den Werkstätten der Schmiede, die hier, wie anderswo gewisse andere Gewerbe, kaserniert sind, klang ein Pferdetrampeln und Hammerklappen recht lustig, aber den Eindruck der großen toten Stadt konnte ich nicht überwinden, in deren Ausgestorbenheit nur Glockentöne und Krähenschreie wie Wehrufe über eine Bevölkerung ertönten, die ein Zorn des Himmels vom Erdboden dezimiert hat.

Die berühmte Belgoroder Artillerie hatte ich neulich schon in Charkow, wo sie gelegentlich demonstriert, gesehen. Da hielt sie in einer Seitenstraße Sonntag vormittags dicht am Gefängnis der Frauen, und meinen an kriegs- mäßige Truppen nicht gewöhnten Augen schien die Batterie gar sehr einem Auswandererzug zu gleichen und die einzelnen Mannschaften gegen die sauberen Jungen zu Haus lumpig und vorkommen zu sein. Auf dem ostasiati- schen Kriegsschauplatz hat sich diese Artillerie, die sich's nun in Belgorod in Nachmittagsschläfenmüdigkeit auf dem Kasernenhof bequem machte, da- durch ausgezeichnet, daß die Verschlüsse der Geschütze fehlten, als es ernst wurde. Die waren vergessen. Übrigens will mir die Uniform der russischen Soldaten recht kriegsmäßig vorkommen. Es ist in Uniform gehaltene klein- russische Volkstracht, das über der Hose getragene Hemd, wie es auch Stu- denten und Kinder und Arbeiter tragen, bald feiner, bald lumpiger; bequem und, wenn nicht gerade glänzend weiß, recht unscheinbar, und es stecken handfeste und derbknochige Kerle darin, die freilich eine Lässigkeit der Be- wegung zeigen, die eine sparsam und schwerfällig arbeitende Intelligenz ahnen läßt.

24. August

Wenn man abends vorm Zubettgehen einen Augenblick am offenen Fenster steht und die Sinne wie empfindliche Tastwerkzeuge in die kühle Stille hinein- senkt, hört man wohl ferner oder näher Gesang zur Harmonika oder Balalaika

anheben. Und der rhythmische Verlauf des Liedes, die einfachen Züge der Melodie werden der Vorstellung, wie sie vom Ohre bedient ist, zum Bilde einer wandernden oder schwebenden Gestalt, eines ornamentalen Reigens, einer hüpfenden oder wiegenden Reihe von bunten Laternen, die im Dunkeln vorüberziehen. Und dann kann es wohl geschehen, daß ein schwärmender Klangreigen, dieses Schluchzen der süßem Schmerz ergebenen Seelen unversehens in die Marseillaise umschlägt, etwas absolut Russisches in ein absolut Unrussisches. In Frankreich führt das Bewußtsein eines Schatzes von Fähigkeiten zu ungeheuersten Seelenspannungen und Willenshochflügen bei Anstimmen des Liedes zu Ausbrüchen, in denen Triumph und Bestätigung des Vätererbes als ungemindert an innerer Gewalt hinausjauchzen. Das russische Revolutionslied sollte anders klingen. Denn schon ist diese nach Feierabend gesungene Marseillaise mehr Schlummerlied als Stoß ins Horn. Alle Empörung der zum Bersten angestrammten Kraftverhaltenheit des Revolutionsliedes entartet im weiten Raum trunkener Empörer-, Meuterer- und Streikseelen zu trübseliger Ungemütlichkeit, zu Stimmungsverfinsterungen, deren Spannung wohl Tränen und Seufzer, vielleicht Flüche, aber keinen Blitz und keinen Donner gebiert. Und doch erhört sich das Ohr den Knall platzender Bomben aus weiter Ferne als Begleitung der Stimme in diesem leidenschaftslos leidenden Klagen, diesem unstürmisch tobenden Singschwall. Donner und Blitz scheinen in anderen Gegenden und anderen Atmosphären geboren zu werden. Sie begleiten schlecht, und am Ende riecht das Ganze undeutbar widerlich; es ist unerfindlich, ob mehr nach Pulverdampf oder Wodkadunst, macht sich bald etwas verteufelter, bald etwas vertrottelter und bald grausig, bald lausig.

BLICK IN DIE ZEIT

CARL LINFERT/BAUTEN DER BRÜSSELER WELTAUSSTELLUNG

Was in Weltausstellungen gebaut wird, hat immer etwas von Vorweisen und gut Einpacken dessen, worauf man stolz ist, kurz etwas von Etalage, damit effektiv aussieht, was an den Mann zu bringen ist. Als zweites: Rahmen werden gesucht, in denen ein ausstellender Staat sich recht und bedeutsam fühlt. Und so finden schließlich die meisten den Weg, wie sie sich deutlich abgrenzen – nicht so sehr voneinander (da stehen sie vorwiegend fremd zueinander) als von dem gesamten Außen und also gegen den Ansturm der Besucher, dem sie sich „exklusiv“ darstellen wollen. Das gelingt in Brüssel den meisten. Aber sind das nun fördernde Umstände, unter denen Architektur noch viel hergibt?

Diese Zweifelsfrage scheint mir falsch. Zwar haben frühere Weltausstellungen, in denen ja meist nur der „Wetteifer im Fortschritt“ das Thema war, oft absonderliche Bauwerke hervorgebracht. Doch bisweilen ergab das auch Bau-Dokumente, die großartig zeitgemäß waren, mochten sie immerhin – wie in Turin 1902 dank einer ausschweifenden Jugendstil-Phantasie – nur ganz eng auf die eigenste Zeit, wie sie damals sich wünschte, gezielt haben. Doch diesmal herrschte ein anderer Wunsch. Der übliche Fortschritts-wettbewerb sollte abgedrängt werden. Dazu bediente man sich des (wenn auch nur unbestimmt gefaßten) Stichworts von einer Bilanz des Fortschritts, die indes allein in Hinsicht auf eine menschenwürdigere Welt gezogen werden sollte. Diese Sicht zu verdeutlichen, können manche Wege dienen, nicht zuletzt die der Architekten.

Man sage nicht: eine Ausstellung, das ist kein hohes Ziel. Wie sich zeigt, liegt diese Denkweise gottlob den meisten Architekten nicht. Eher wollen sie gewinnen, indem sie – und das beweist Brüssel mehr als vorangegangene Weltausstellungen – einen Extrakt ihrer Formwelt vorweisen. Sind nämlich Architekten im Ernst dabei, ihr Land zu zeigen, so muß doch auf zweifache Weise mehr zum Vorschein kommen als gewöhnlich. Sie können – fürs erste – die äußersten Möglichkeiten und Faszinationen der Zeitstrecke, in der wir leben, mindestens andeuten; und sie können – weiter – in einem Muster- und Probefall aufbauen, was im Lande eben doch nicht jeden Tag zu machen ist. Hier wird, wenn es mit rechten Dingen zugeht, „vorübergehend“ dennoch die Essenz zusammengebracht; zwar ist sie nicht ganz so an die Praxis gefesselt wie im Alltag, aber doch auch nicht bloß die optisch-rhetorische Fanfare, als die man früher gern die Ausstellungspavillons verstanden und gebaut hat. Natürlich gibt es das auch heute noch; und viele, zumal kleinere Länder sieht man in Brüssel, wie sie – von Kambodscha bis Monaco – sich kostümieren und die berühmten sogenannten Wahrzeichen umhängen, Kambodscha beispielsweise einen kleinen Tempelberg, der wie ein Sessel mit Elefantenlehnen daliegt, und Monaco eine Art verglasten Aussichtspunkts mit ein paar Agaven auf Felsen darunter und einem Segelboot zu Füßen im künstlichen Hafengewässer.

Aber diese nämliche Art der Vorstellung, die so oft ins Komische übergeht, läßt sich auch erfinderisch und geistreich verwirklichen. Das ist Holland in einem Maße gelungen, daß

ich nicht zögere, das Gebäude dieses Landes für das souveränste der ganzen Ausstellung zu halten. Nach dem Eintritt in diesen mehrfach rechtwinklig gegabelten Hallenkomplex (von drei der bekanntesten Architekten in Stahlfachwerk mit schönen Glasflächen und oben zur Schattenzone abgeschirmtem Spanngerüst errichtet) gelangt man bald an ein Wasserbecken, über dem Pfeiler mit großen Fotobildern – hängen. Was dies Herabhängen physiognomisch besagen will, wird bald klarwerden. Was gibt es zu sehen? Hier wie anderswo Maschinen, Textilien und was man sonst gern zeigt. Aber der Bau zieht mehr an als die Sachen darin – so sehr sind sie ihm untergeordnet. Daß die Hallen verschiedene Niveauhöhen haben, könnte noch äußerlich sein. Doch plötzlich führt eine Treppe abwärts, die aus rohen Steinen gemacht ist und Geländer aus dicken Tauen hat; unten ist Wasser, und die Stirnwand der Halle hängt bis fast auf seine Fläche herab. Aber rechts ist auch Ungewöhnliches: ein Deichweg, mit den roten schmalen Steinen gepflastert, vorbeiführend an Schleusen und sogar einem kleinen Leuchtturm; und zu sehen sind dort Proben der verschiedenen Ufer-Formen am offenen Meer und an den Meer-Armen wie denen des Ijssel-Sees, die jetzt zu Land gemacht werden. Auf der andern Seite die Aufbauten eines Schiffs (kein ganzes Schiff), auch sie dem Wasser benachbart. Und das Wasser wird auch noch gelegentlich auf maschinellem Wege in Wellengang versetzt.

Nun bleibt der Argwohn: das ist ja das reine Genrebildchen von holländischer Landschaftschönheit, in das ich da hineinbugsiert wurde; und eigentlich sollten wir bereit sein, von Panorama-Kunststückchen nicht viel mehr zu halten. Aber wer dort steht, wird es nicht mehr sagen; es ist nämlich ein wahrhaft architektonisches Kunststück, das da gelang.

Mitten aus den Hallen, und in völlig strengem Architekturgeist, geht es über in realgroße Stücke des in Holland ja immer nur künstlich bewältigten Landes. Wahrscheinlich könnte man keine andere als diese künstliche Landschaft so genau in das Instrument der Architektur einfassen. Und diese „Montage“ aus realem Land wächst aus dem Hallenbau selbst, liegt nirgends davor oder dahinter (wie man ja sonst solche Genrekompositionen schon öfters gemacht hat). Hier aber führt die Halle stets ein Stück hinein und hört dann in geistvollen Abbruchformen auf: hier aufgerissen, dort mit halb übers Wasser herunterhängender Stirnwand, die man aber auch als die halb herabgelassene Decke verstehen kann. Wie wäre der Name dafür? Ich nenne es ein so geglücktes architektonisches Vexierspiel, wie ich es noch nie gesehen habe. Es ist die Anwendung eines Prinzips der modernen Architektur, das man seit den zwanziger Jahren, seit den ersten Bauten Le Corbusiers als das Eindringen des Außenraums in den Architekturraum bezeichnet hat.

Auf eine teils sentimentale, teils selbstironische Weise haben die Engländer das nämliche erreicht. Zwar ist es kurios, eine Reihe rhombischer Turmdachflächen nach Art romanischer Kirchtürme und darunter eine Wand aus Diamantschliffrustika (wie in Erinnerung an jenen Palast zu Ferrara) zu sehen und, mehr noch, drinnen in einer fast bengalisch beleuchteten Westminster Hall mit den Insignien von Hof und Parlament zu stehen, und vor uns an der Stirnwand eine Art Foto-Altar der Königin; aber gleich darauf folgen in ähnlichem Halblicht Finessen der Technik – das ist nun einmal die kalt in Vergangenheit gefaßte Modernität der Engländer. Wer ihr in London begegnet, wird kaum die Achseln zucken. Schließlich gehts ins Freie, und wir wandeln durch ein wechselvolles Gehöft, in dem gemalte Bibliotheken, Theater, Beispiele von Zeichenunterricht, Jagd- und Reitszenen, allerlei Hobbies als Gerät herumstehen; und nicht zuletzt öffnet sich da ein ganzer „Garten“, mit kleinen Stelen bestellt, in die Fotoansichten aus dem ganzen Commonwealth eingelassen

sind. Das ist eine wunderbar leichte Spielart, mit deren Hilfe man die wahrscheinlich zur Selbstdarstellung Englands für überflüssig gehaltene Errichtung eines monumentalen Bauwerks umging – und hatte doch die Größe Englands gezeigt. Mag sein, daß man sich nicht ganz sicher war; denn nebenan steht eine ausgiebige, nur eben doch überfüllte Messehalle aus Glas.

Nun aber weiß jeder, daß es in Brüssel noch die andere Art Wahrzeichen gibt, die zum Bauen Anlaß bot. An erster Stelle ist es das Atomium, dieses runde, glitzernde Kugel-Ding, das Atom-Modell also, das in dunstig besonnener Helligkeit so vertrauenerweckend dasteht, obwohl es doch eigentlich Unruhe und unbestimmte Reize ausströmt. Aber es ist nun einmal nicht das gesplante Atom, und die Konstellation der bald hoch bald niedrig in der Luft stehenden Kugeln, an deren Vieleckform zunächst jeder rätselt, ist so überaus einfach, wie man wünschen möchte, das Ganze wäre so: ein übereck gestellter Würfel, dazu noch eine Kugel in der Mitte. Nicht zuletzt aber sind die über die Kugeln gezogenen Gravurlinien ein Zeichen dafür, wie schlicht und dennoch kunstvoll man dieses physikalische „Denkmal“ erdacht hat.

Es gibt noch mehr solche, aus dem „Elementaren“ hervorgeholte Symbolbauten, so das eigentümlich zerzauste, von Windwirbeln geformte Zelt, das Le Corbusier für Klänge, genauer für die Elektrofirma Philips, gebaut hat, oder, ganz anders, der wie ein Holzgebirge schlank und stämmig wirkende, vom Holzduft überall erfüllte Pavillon Finnlands. Auch die Ausstellungshalle (weniger die Kirche) des Vatikan müßte man hier nennen: die immer wieder schalig und schachtelig ineinandergreifenden Breiträume, die auf höchst sinnreiche Weise einer den andern halten und umklammern. Elementargebilde, mit Historie gesättigt, bestimmen ebenfalls den Bau Spaniens: es ist, als solle in dieser vielzelligen Form das Stalaktitenprinzip maurischer Baukombinatorik auf Wandlung ins Technisierte umgespult werden.

Sowie indessen von Symbolanspielungen welcher Art auch immer abgesehen wird, bleibt nur ein Bau als ein eminent erfinderisches, selbstsicheres und in sich selbst bedeutsames Signum stehen: die in großzügiger Technik ausgreifende Halle Frankreichs. Vom Rücken wirkt sie wie die gläserne, aber doch massive Kapsel einer Zweiflügel-Konstruktion; aber erst von der andern Seite (wo die hohe Viadukt-Straße der Nationen vorbeiführt) ist zu merken, wie das alles aus einer einzigen Stangenbündelwurzel kommt, die selber zur Balance einen Hebel in die Luft wirft wie einen Kranschnabel. Das ganze Gebilde regt sich – wie man es weder von dem gegenüberliegenden russischen noch von dem amerikanischen Bauriesen sagen kann. Der sowjetische ist gläsernes Rechteck, das schön verbergend aussieht, aber innen nur erfindungslos mit allem Erdenklichen gefüllt ist, der hingegen der USA ist eine kreisrunde Hecke, die zunächst fast zierlich, doch tektonisch ganz strukturlos wirkt. Höchstens daß es in andrem Sinne doch wieder symbolisch scheint, wie offenkundig Rußland sich auf Konstruktives plump versteht und außer für Dreischiffgestänge mit umlaufender Empore, von stumpffarbig^en Ausstellungsständen erfüllt, keine Vorstellungsgabe zu erkennen gibt, während die Vereinigten Staaten ihr zunächst so an nichts stoßendes „Karussell“ mit leichter, ein wenig auch bärbeißiger Großzügigkeit zu beleben wissen.

Einen bewundernswerten Balken-Bau, ebenso kräftig wie still, hat Japan errichtet. Zart hingegen, aber auch entschieden ist die elegante Demonstration Österreichs, die auf ziemlich hohen Pfählen in die Luft schwebt. Ein Wunder geradezu von phantasievollem Spiel aus lauter sechseckigen Grundrißelementen bietet der Bau der Schweiz. Viel hört man auch

loben das Glashaus Jugoslaviens; aber die Geschosse, die wechselnd höher und niedriger je die Hälfte des Grundrisses einnehmen, sind jedesmal zu kurz und zu hoch; die Grundform des Glasgerüsts scheint mir nur ganz äußerlich zerteilt. Wieviel sachlicher – und sinnlicher in jeder Proportion! – ist dagegen der zu Unrecht so scharf kritisierte Komplex der acht Pavillons der Bundesrepublik. Das sind Gebilde, deren Abmessung (merkwürdigerweise einzig aus größeren und kleineren Grundrißquadraten) so ausgesucht ist, daß an keiner Stelle – obwohl doch im Gestänge nur gläserne, keine dichten Wände gegeben sind – Grellheit des Lichteinfalls oder raumlos-wirre Grenzenlosigkeit entsteht. Wo aber sind die Maße der Kritiken, die darauf geworfen wurden? Wer sagt, man hätte mutiger und phantasievoller in diesen Bauten sein können, der ahnt nicht, welch eminente Kunstphantasie allein in der Abwägung der Raumtiefe und der -höhe zueinander hier wirksam war. Und wer sagt, das sei nichts als (zwar lebenswürdige) Bauhaustradition, der weiß nicht, daß der damalige Skelettbau ganz andere Formen anregte, als sie heute das Gerüst des stählernen Fachwerks hervortreibt. Wie selbst Gropius heute nicht mehr „Bauhaus“, oder genauer Bauhausstil von damals, baut, so erst recht nicht die Jüngeren wie Eiermann und Ruf.

Schon richtiger wäre es, Mies van der Rohe als Quelle zu nennen; aber das wäre nicht mehr Bauhaus. Eher noch könnte man sagen, der russische Pavillon stehe in solcher Tradition. Aber wie roh und öde ist jedes Maß darin! Es scheint eben doch, daß Einzelheiten und „Kleinigkeiten“ das tektonische Ingenium schließlich am ehesten verraten. In diesem Sinne: der amerikanische Pavillon, der außen ein Nichts ist, eine Hürde und nicht ein weiter, echter, unberührbarer, zugleich offener und in sich sicherer Rundbau – innen ist mit den verschiedensten, den Kreis anscheidenden, rechteckigen Regionen alles erreicht, was man baulich aus einem Nichts gewinnen kann.

Ich bin mir bewußt, nur einen Abriß der gut erfundenen Bauten gegeben zu haben. Es herrschen durchaus nicht mehr so sehr – das ist das Neue dieses Jahres in Brüssel – die Formen des Verschlags, des, sei es auch aufwändigen Etais, wie sie in früheren Weltausstellungen stets (außer im Stoff auch im Ton der Erfindung) so sehr „auf Zeit“ gemacht waren. Diesmal ist die Zeit im wahren Sinne in Formeln immer wieder aufgegriffen. So gibt es auch jenseits meiner Andeutungen noch genug in dieser Ausstellung, das überrascht – überrascht als Architektur. Deutlicher als sonst bei solchen Gelegenheiten grenzt sie sich ab von bloßer Herrichtung für bloßes Ausstellungsgut.

HERBERT EISENREICH / BIEDERMEIER-DÄMONEN

Anläßlich einer wunderbaren Wieder-Erscheinung

1

Die österreichische Literatur steht derzeit hoch im Kurs. Allerdings fast nur im deutschen Sprachbereich; denn viele – und gerade die spezifisch österreichischen – Werke österreichischer Dichter seit Nestroy widersetzen sich zäh der Übertragung in fremde Sprach-Milieus (woraus sich auch die groteske Tatsache erklärt, daß bislang noch kein österreichischer Autor für nobelpreiswürdig befunden worden ist). Dabei verhält sich Österreich zu Deutschland etwa so wie Irland zu Großbritannien: aus dem kleinen, katholischen, „romantischen“, politisch machtlosen, selten ganz unabhängigen Irland kommen die großen englischen, und aus dem kleinen, katholischen, „romantischen“, politisch machtlosen, selten ganz unabhängigen Österreich kommen im letzten Jahrhundert die großen deutschen Dichter. Natürlich nicht alle, aber doch, wenn man ausnahmsweise in Prozentzahlen denkt, die meisten: Trakl, Rilke, Weinheber; Kafka, Kubin, Musil, Broch, Roth, Gütersloh, Doderer; Schnitzler, Hofmannsthal, Horvath; Kraus, Zweig, Ebner, Kassner, Buber . . . Und wie die Iren in England, so finden die Österreicher in Deutschland ihre Verleger und ihr Publikum.

Diese Hausse in österreichischer Literatur bringt freilich eine ganze Kettenreaktion von Irrtümern mit sich. Das fundamentale Mißverständnis besteht darin, so ziemlich alles Literarische, das bei Freilassing die Grenze überschreitet, als „barock“ abzustempeln, womit das Wuchernde und Verschnörkelte, das grotesk Verspielte, das skurril Hintergründige, kurzum jede unernste Manifestation einer ebensolchen Lebensauffassung gemeint wird und zugleich sich ein handlicher Gegensatz zur Klassik, zur nüchternen Direktheit, zur seriösen Problematik, zum spirituellen Tiefgang des deutschen Nordens einstellt.

Es ist das Barock aber das genaue Gegenteil des konturlosen Strömens, stofflicher Überladung, schrulliger Einfalls-Kaskaden, launigen Geplänkels, müßigen Schnörkelspiels; nämlich ein von der lautersten Wissenschaft, der Mathematik, bestimmter Stil. Das Barock ist Konstruktion, ist Komposition, ist Abstraktion – nur eben dies alles nicht nackt, dies alles nicht als „Ding an sich“, sondern als der Dinge innere Ordnungsmacht, als Grundstruktur, als gründendes Prinzip, über das sich das Leben dann, scheinbar willkürlich, wölbt in bunter plastischer Mannigfaltigkeit. Gibt es heute wirklich einen barocken Dichter, dann ist das Heimito von Doderer, dessen Fabulierkunst stets, so üppig, ja uferlos sie mitunter zu wuchern scheint, in den strengen, gleichsam absoluten Maßen bleibt, die auf dem Reißbrett (welches Doderer tatsächlich in Gebrauch hat) ermittelt und fixiert worden sind. Seinen eigenen Worten zufolge stellt der sogenannte Inhalt sich erst dann ein – dann aber ganz von selbst –, wenn das Kompositionsproblem gelöst ist.

Mit dem fälschlich bemühten Wort „Barock“ meint man gemeinhin aber das österreichische Biedermeier, den Vormärz, und man versteht darunter – ob zu Recht oder zu Unrecht, bleibe vorerst dahingestellt – eine harmlos-heitere Epoche des Tändelns und Tänzeln, einen tiefen Atemzug gutbürgerlichen Friedens in dem sonst säbelrasselnden Ablauf der Historie, eine aus dem harten Rahmen fallende Episode, in der es, summa summarum, urkomisch zugegangen sein muß . . .

Urkomisch geht es auch zu in einem schmalen Roman, welcher, in bereits sagenhafter Zeit (1928) erstmals erschienen und seither vergriffen und verschollen, dank dem Herausgeber Friedrich Torberg und dem Langen-Müller Verlag zu München nunmehr aus seiner mehr mythischen als faktischen Existenz hervortritt, wiederauftaucht und, als wie ein Komet seinen Schweif, gleich das ganze übrige Werk seines Autors hinter sich herzieht: so daß man mit Fug von einer wahrhaft wunderbaren Wieder-Erscheinung sprechen darf. Wir meinen den Roman „*Der Gaulschreck im Rosennetz*“ von Fritz von Herzmanovsky-Orlando, den ersten Band der Gesamtausgabe, adrett gedruckt und gebunden, auf rot-weiß-rotem Schutzumschlag den zerzausten Doppeladler präsentierend, und vom Verfasser seinerzeit schon mit 24 pedantisch-phantastischen Illustrationen versehen: ein Büchel zum Anbeißen! Und zum Verschlingen! Denn hat man einmal begonnen, sich für das turbulente Schicksalsgewirre rund um den Sekretär im Hoftrommeldepot Jaromir Edler von Eynhuf zu interessieren, wird man die rasend spannende Lektüre nur mehr unterbrechen, um sich vor Lachen auszuschütten. Man denke: Eynhuf, von dem patriotischen Wunsch beseelt, seinem Kaiser zum Regierungsjubiläum ein Tableau, auf welchem die Jahreszahl 25 aus ebensovielen Milchzähnen gebildet ist, submisses zu dedizieren, verliert auf der Jagd nach dem letzten Milchzahn sein Herz an die gefeierte Sängerin Höllteufel, sodann, da seine Liebe völlig unerwidert bleibt, den Verstand, hierauf das Wohllwollen seiner Vorgesetzten und Gönner, schließlich seine Ideale, und am Ende sein einst hoffnungsvolles Leben. Im Laufe der Erzählung lernen wir aber auch die letzten noch lebenden Hofzwerge kennen, „diese amüsante Quaste am Purpurmantel des Fürstentums“; wir werden Zeugen des Kampfes der Bürger von Scheibbs, um Gewährung eines zweiten Donnerstags, aber auch Zeugen eines grausigen Mordes in Krems, mit der Leiche im Rauchfang, „und kein Mensch hat 's vom übrigen G'selchten auseinandergekannt“; und wir hören, daß ein Ahnenproben-examinatorstellvertreter II. Klasse im k. Hofhengstendepot durch einen unvermuteten Hufschlag, der ihn bei einem Nachmittagschläfchen im Sorgenstuhle seines Amtszimmers erreichte, in der Blüte seiner Jahre vorzeitig dahingerafft wurde; es wird der musizierende Leibstuhl der Witwe Schosulan beschrieben, ein Geschenk der Kaiserin Maria Theresia an ihre treue Dienerin, welcher unter anderem die „Papiergoldblumengavotte“, aber auch getragenere Weisen – so „Die Erstürmung von Pampeluna“ – zum Vortrag bringt. Doch auch der schlüpfrigen Niederungen des Daseins, wie etwa des wüsten Treibens der „Feigenbrüder“ im Wirtshaus zur „Goldenen Latern“ in der verrufenen Spittelberggasse, wird andeutungsweise Erwähnung getan.

Bei der Gigeritschen,
 Bei der Gageratschen,
 Bei der „Goldenen Latern“,
 Da hat s' es Trikot zerrissen,
 Da hab'n s' es außag'schmissen . . .

So singen die Lüstlinge dort allnächtlich.

Je nun: dies alles erhöhe sich kaum über das Niveau des Studenten-Ulks, der charmant-sarkastischen Blödelei, der historisch kostümierten Gaudi, wenn es dem Autor an sprachlicher Bildkraft gebrähe. Herzmanovsky-Orlando ist aber ein Bildner von höchsten

Graden: mit wenigen Strichen macht er Dinge und Menschen anschaulich. Von der älteren Gattin des pensionierten Hofzwerger Zumpi heißt es, „unter der verschneiten, bänderreichen Kapothhaube sah sie aus wie aus altem Käse gebosselt“. Der bei der Höllteufel abgebildete Eynhuf verläßt den Salon der Diva „steif wie die Leiche eines Gehängten“. Während sein väterlicher Freund und erotischer Berater Großkopf eine pikante, für alle Beteiligten peinliche Situation redend bereinigen will, sieht der verdatterte Eynhuf „alles wie durch ein trübes Glas, das der andere mit all dem Speichel seiner Beredsamkeit nicht blank zu putzen vermochte“. Vorgestellt ward uns Eynhuf auf die folgende, ebenso groteske wie bildhafte Weise:

Allgemein galt er als schöner Mann. Gleich er doch frappant den gewissen Männerbüsten, die sich in den Auslagefenstern von Vorstadtfriseuren in feierlich dummer Würde, bisweilen von leiser, nebelhafter Musik umquiekt, langsam im Kreise drehen, leicht vergilbten Wachsteint im Gesicht, die schwarzlackierten Augen, wie die verendete Rehböcke, blind vom Staub. Von unnachahmlich schätzbare Eleganz ist ihre Kleidung. Laubfarbiger Frack, die Krawatte, stets von himmelblauer Seide, verschossen, mit einer Fischschuppenperle. Der weiche, dünne Bart dokumentiert eine vertrauenerweckende, sanft eingedämmte Männlichkeit. Doch atmet die ganze Erscheinung eine gewisse – man könnte beinahe sagen: Bockbeinigkeit, ja ist imstande, den Eindruck von fast puritanerhafter Strenge zu erwecken. Schärfere blickenden Beobachtern kann selbst ein Hauch, allerdings bloß ein Hauch!, von leichtem Teufeltum nicht entgehen, der über diesen Figuren brütet. Unwillkürlich drängt sich die Idee auf, daß diese Herren geistige, vielleicht besser gesagt: mystische Großneffen der antiken Panhermen seien, daß sich in ihnen ein letzter Funke verschollenen Flurgöttertums in unsere Zeit hinübergerettet habe, vor pfäffischer Verfolgungswut untergekröchen bei den Friseuren, diesen letzten, freilich unbewußten Dienern faunistischer Wollust, diesen kundigen Templern Priaps, diesen heimlichen Narzissusknechten, denen das okkulte Bindeglied zur korybantischen, zimbeldurchrauschten Zeit glücklich vermodert ist!

Das ist Nestroys und Doderers Bild-Konsequenz, das ist Kafkas und Musils Bild-Akribie; und 's ist doch ganz unverkennbar Herzmanovsky-Orlando! Dieses Zitat erweist das eigentliche Vermögen des Autors, seine Erzählung über die sozusagen ebenerdige Clownerie emporzuheben, oder besser gesagt: diese in jene einzubetten; das Vermögen, den Wortschatz und die syntaktischen Usancen der historischen Epoche nicht bloß parodistisch anzuwenden (was ziemlich billig wäre), sondern sie zugleich als das Baumaterial seiner gestaltenden Absicht nutzbar zu machen. So – und nur so! – wohnt dem Dargestellten auf eine organische Weise das Parodistische, das Polemische, das Persiflierende inne, welches uns, wäre es bloß ein Effekt des Inhalts, so kalt ließe wie dieser selbst. Dank der Gestaltbarkeit des Gegenstandes aber leben und leiden wir mit, und in diesem Mitleben und Mitleiden aktiviert sich erst unser kritischer Sinn; denn der Fehler, den wir an einem Fremden, welcher uns gar nichts angeht, nicht einmal sehen: derselbe Fehler verstört und irritiert uns zutiefst, wenn wir ihn im Wesen oder im Gebahren eines Menschen entdecken, dem wir uns innig verbunden fühlen. Mehr noch: indem Herzmanovsky-Orlandos poetische Kraft uns die Identifikation ermöglicht, sind wir auch schon in den Stand versetzt, uns mitgemeint und mitbetroffen zu fühlen: Diese Monstra – das sind ja wir!

In dem Maße nun, in dem wir uns an diesem Buche als Leser erweisen, das heißt, in dem unser Ohr sich dem gleichsam in mehreren Tonlagen gleichzeitig sprechenden Munde des Autors gewachsen zeigt: In dem Maße erblicken wir unter dem von Einfall zu Einfall schwerelos sprudelnden Fluß der Erzählung ein wahrhaft erschütterndes Schicksalsgemälde, werden wir schauernde Zeugen einer grausamen Verstrickung, deren Fatalität so ziemlich alles hinter sich läßt, was die modernen Ekel-Autoren gemeinhin zu bieten haben. O nein: so humorig und g'spaßig, wie sie an der Oberfläche aussieht (und aussehen will), ist sie keineswegs, die krause Biographie des Jaromir von Eynhuf! In der Tiefe des Gemeinten liest sich das munter Gesagte ganz anders! – Rekapitulieren wir noch einmal die Fabel:

Eynhuf hängt als junger Beamter an zwei dünnen Fäden: an dem stets ungewissen Wohlwollen seiner Vorgesetzten und an der unberechenbaren Protektion durch hohe Gönner und Gönnerinnen. Ein patriotischer Akt soll, so hofft er, seine berufliche und seine gesellschaftliche Stellung festigen. Aber auch in seinem Privatleben ist er nicht Herr seiner Entschlüsse: der Umgang mit Freund Großkopf, welcher als Libertiner gilt, wird höheren Ortes mißbilligend registriert, und eine Ringelspielfahrt im Prater mit der Zofe Ludmilla veranlaßt die Keuschheitskommission, ernste Schritte zu erwägen. Als standesgemäße Ehepartnerinnen stehen nur Cristine, des Hofzwerger Zumpi nicht mehr ganz jugendfrische Tochter, und die infantil-gerissene Annerl Zisch, auch sie Beamtentochter, zur Wahl.

Die Suche nach dem einen noch fehlenden Milchzahn für das Jubiläums-Tableau führt den Hofsekretär in die Nähe der Sängerin Höllteufel, und was passieren muß, passiert: er verliebt sich Hals über Kopf in dieses Prachtstück von einem Weib, welches aber, von zahllosen reichen Feschaks umschwärmt und verwöhnt, für den schüchternen Beamten nichts weiter als ein spöttisches Lachen übrig hat.

Amors widerhakigen Pfeil im aktenstaubgrauen Fleische, geht unsres Eynhuf ganzes Sinnen und Trachten trotzdem nur mehr dahin, das schöne Weib zu erobern. Um der Angebeteten möglichst nahe zu sein, besucht er nicht nur allabendlich die Oper, sondern versitzt seine freie Zeit, als Trödler, als wandernder Musikant, ja, als blinder Bettler verkleidet, auf einem Prellstein gegenüber ihrer Haustür. Dort liest Freund Großkopf ihn auf und rät ihm, die spröde Schöne mit einem Liebestrank sich gefügig zu machen.

Eine widerliche Alte – Wahrsagerin, Kurpfuscherin, Kupplerin, Engelmacherin etc. in einer Person – braut ihm für teures Geld das Tränklein. Um dieses ins Essen der Sängerin mischen zu können, geht er zum Schein ein Verhältnis mit deren Zofe Ludmilla ein, wobei er aber, nolens volens, an diese, die sich der Herrin vorgezogen sieht, die so lang gehütete Blume des Jungesellentums verliert. Endlich gelingt's ihm, den Liebestrank in den Jausenkakao der Begehrten zu träufeln; indes, der Sängerin wird davon nur übel, sie muß sich übergeben, entdeckt den verstört an Ludmilla Geschmiegenen und wirft ihn, Liebschaften mit ihren Domestiken in der Wohnung nicht duldend, hinaus.

Nicht genug an dem! Im Amt vermerkt man indigniert seine Zerstreutheit, staubt seinen Schreibtisch nicht mehr ab, gibt ihm schlechtere Tinte. Zudem erfährt er, die sich von ihm verlassen fühlende Crispine habe sich weggeworfen, gehe sogar auf die – man wagt es kaum auszusprechen! – auf die Straße . . . und Annerl Zisch, das reine, naive Kind, entdeckt er nackend im Bette just von Großkopf! Und das Thronjubiläum steht vor der Tür,

ohne daß es ihm gelungen wäre, den fünfundzwanzigsten Milchzahn – er darf natürlich nur aus dem Munde eines jungfräulichen Mädchens stammen! – zu beschaffen.

Noch einmal wendet er sich an die schmierige Alte, welche ihm denn auch wirklich in ihrem für amouröse Zwecke etablierten Hinterstübchen ein halbwüchsiges, doch anatomisch versiertes Mädel zuführt. Aber just, da er diesem den heißer als alles andre begehrten Milchzahn ausgebrochen, stürmt die Scharwache in das übelbeleumdete, seit langem verdächtige Haus: Razzia! Eynhuf flieht, doch den knappen Vorsprung nützt er nur mehr, um sein verpfushtes Leben durch eigene Hand zu enden: an Stelle der Kugel stopft er die Milchzähne in den Lauf der Pistole, und unter dem Bild seines gütigen Landesherrn sinkt er, entseelt, zu Boden.

Übersetzen wir nun die historisch-kuriosen Gegenstände ins Material unsrer heutigen Welt, und schälen wir aus dem buntscheckigen Narrenkleid der Fabel ihr Skelett, dann bleibt uns eine Geschichte, grausam wie von Poe oder Sartre. Sagen wir „Frauenverein“ statt „Keuschheitskommission“, „Filmstar“ statt „Sängerin“, „Partei“ statt „Hof“, „Linientreue“ statt „Patriotismus“ – und wir befinden uns schon mitten im 20. Jahrhundert; ja selbst das Milchzahn-Tableau erscheint als relativ normal, hält man dagegen, was hysterische Frauen ihrem geliebten Führer Adolf Hitler zugeschickt haben (nicht nur selbstgestrickte Socken, sondern auch „Liebessymbole“, die hier zu beschreiben der Anstand verbietet). Und ist's nicht ein Urahn von Orwells „Großem Bruder“, der uns aus den folgenden Ermahnungen des Gubernialrats von Horraker anblickt? (Dieser hat den jüngeren Kollegen in Gesellschaft von Großkopf gesehen:)

„... Sie, Eynhuf, das ist kein Umgang für Sie!“

„Aber...“

„Nix aber, der Mann is ja gewiß äußerst gescheit, gilt aber als Libertiner, den heit oder morgen sein Schicksal ereilen wird! Er ist Freigeist und Philosoph! Schon lang haben wir ihn durch Vertraute beobachten lassen. Da ist einer, der sich sogar als Kanalräumer bis in seine Wohnung gezwängt hat. Und was glauben S', hat er in dem gewissen Raum, den er zuerst betrat, für eine Inschrift gefunden? Passen S' auf: ‚Der Held ersteige das Ehrengerüste auf getürmten Leichen! – Ich ersteige den Thron meiner stillen Genügsamkeit allhier.‘ Die abgekartete Sprache kennt man! Aber wir werden noch alles herausbringen, glauben S' mir, und dem sauberen Vogel aus dem Spott, den er mit dem Erhabensten treibt, eine Schlinge knüpfen, daß er seinen frevelhaften Schnabel nicht länger an Thron und Altar wetzen soll... Jetzt zu Ihnen. Eynhuf, Eynhuf! Lassen S' mich Ihnen beim Andenken Ihres seligen Vaters, der noch unter meinem Exzellenz Vater zu dienen die Ehre hatte, sagen, daß Sie mit dem einen Fuß auf einer abschüssigen Bahn, auf der es sausend nach abwärts geht, wandeln, während Sie mit dem anderen eine goldene Frucht pflücken wollen, die für Sie zu hoch hängt! Blicken Sie nicht finster drei! Dem wimperlosen Auge der Staatsgewalt – es zuckt niemals – bleibt nichts verborgen! Sie sind schwer, leider sehr schwer kompromittiert. Man hat Sie an einem gewissen Ort, den ich lieber nicht nennen will, als schamlos johlenden Bacchanten beobachtet, eine Lustdirne am Arm – na schweigen wir! Heiraten S' doch die Ludersdorf! Die hat Bim-Bim im Kasten! Ich kann Ihnen noch mehr sagen: Sie missen sich sogar anderweitig versorgen! Ihre Stellung ist schon so gut wie verloren. Ja, erleichen Sie nur! Also,

wenn Sie's hören wollen: Eine Dame von hohem Rang, die Frau Fürstin Kladrup, Erlaucht, savoyische Ehrenstiftsdame usw., braucht Ihre Stelle! So, jetzt wissen Sie's. Wie mächtig die Dame ist, möge Ihnen aus folgendem klarwerden: Sie wissen, die hohe Dame hat einen Sprachfehler, wirkt aber dabei mit aller Macht für die Verbreitung der jetzt mit Recht wegen ihres wunderbaren Wohlklanges in allerhöchsten Kreisen so beliebten böhmischen Sprache! Was leider die sonst vornehme und wohl-erzogene Dame aus dem Worte ‚Powidl‘ gemacht hat, ist allerdings höchsten Ortes als gegen die gute Sitte verstoßend empfunden worden. Alle Erzherzoginnen verließen indigniert den Saal, und Seine Majestät bemerkten kaustisch: ‚Sie hat eine unglückliche Hand mit dem Mund!‘ (Hier räusperte sich der Rat diskret.) Jede andere wäre in Ungnade gefallen. Jetzt lernt sie bei einem böhmischen Reitknecht – sind ja alle so hoch musikalisch – Singen gegen das Stottern. Sie hat im Park, hör' ich, hinter ihrem Palais eine künstliche Grotte aus Kork und Siegellack oder was weiß ich, ein sogenanntes Nymphäum, wie man mir im Hofbauamt versicherte, und da übt sie, als Venus verkleidet, unter der Anleitung des überaus tüchtigen Burschen beim Gemurmel des Wassers das gewisse Mundfertigkeitkunststückel des Demosthenes, hab' ich mir sagen lassen. So. Und für den Reitknecht – Krschivoschskralek schreibt er sich – sprechen Sie's fehlerfrei nach, wenn S' in Österreich Karriere machen wollen – ist Ihr Posten in Aussicht genommen. Denn daß der Mann irgendwie gesellschaftlich eingefügt werden muß, müssen Sie selber einsehen, und Sie kommen vielleicht aus besonderer Gnade im Viehtaxamt unter oder bei der Hofleimsiederei in Siebenhirten! Und jetzt spielen S' Klavier gegen den Wind, wenn S' können. Wünsch' angenehme Verrichtung!“

Eynhuf war kalkweiß geworden und nagte die Lippen. Horraker fuhr mit stechendem Blick fort: „Aber glauben S' nicht, daß Sie der einzige sind, der unter die Räder kommt. Alle enden schlecht, die was sich Extravaganzen zuschulden kommen lassen. Merken S' das Ihnen, Eynhuf!“

Sehn wir also ab vom historischen Kostüm, so bleibt die mehr tragische als komische Geschichte eines kleinen Mannes, der mit einem zu großen Schicksal kollidiert und in der Folge dessen untergeht. Fände sich ein Autor, der diese Fabel mit Lebensstoff unserer Gegenwart bekleidet, entstünde ein realistischer zeit- und gesellschaftskritischer Roman von vollkommener Aktualität. Indessen, wer wirklich zu lesen versteht, findet unter jedem Kostüm, ja selbst unter historisierendem Mummenschanz die ihn selber und seine Zeit betreffende Wahrheit. Denn es ändert sich immer nur das Kostüm und nie der Mensch, der dieses wie jenes gleich artig oder unartig, seinem Charakter entsprechend, trägt.

5

Die doppelte Wirkung – an der Oberfläche ein unbändiges Lachen, darunter ein entsetztes Grausen – erzielt Herzmanovsky-Orlando eben dadurch, daß er das zerstörerische Wirken der Dämonen nicht in Menschen einer turbulenten, sichtbarlich von satanischen Kräften durchwalteten Zeit, sondern in den Menschen einer Epoche darstellt, die unserm heutigen Auge als eine harmlose sich präsentiert: als eine Epoche allgemeinen Wohlstands, bescheiden-komfortablen Auskommens, größter äußerer Sicherheit sowohl im Berufs- und Familienleben des einzelnen wie im vertraglich geregelten Dasein der Völker; als ein tiefer Atemzug gutbürgerlichen Friedens in dem sonst säbelrasselnden Ablauf der Historie. Als eine Zeit

ohne registrierbare Zeichen von Dämonie. Wenn wir an das Biedermeier denken, dann sehen wir geselliges Musizieren, Familienausflüge in den Wiener Wald, den Sonntagsbummel als diskrete Modeschau, und die Zeitungen voll von Lokalnachrichten; Bilder, wie auch Herzmanovsky-Orlando sie zeichnet:

... Heiße, melancholische Abende des Frühsommers, Tage, an denen es nicht Nacht werden will, Abende, an denen man durch den heißen Dunst der Straßen mit ihrem wogenden Menschengewühl wie einen glühenden Dolomitenzinken das in der Abendglut leuchtende Spitzenwunder des Stephansturmes sieht. Noch lange funkelt dann sein goldenes Hagalkreuz weit über Schlösser und Wälder und blitzende Teiche bis zu den Kalkriesen des Hochgebirges, schneegekrönt, alpenrosenumwuchert, wo die Wildbäche rauschen, während in dumpfigen Höfen der Stadt schwermütig Nachtigallen flöten. Bis tief in die Nacht bleiben da finstere Wohnungen mit ihren weitgeöffneten Fenstern im Dunkel liegen; ihre Bewohner essen ohne Licht zu Abend. In den Vorstadtgassen sitzen dann wohl auch hemdsärmelige Leute vor den Haustoren, trinken ihr Bier auf der Straße und rufen den wurstholenden Mädchen Scherzworte zu. Ab und zu fällt der Blick durch ein breites Einfahrttor auf eine Glas-tür mit bunten Scheiben, und wenn sie offensteht, in ein schattiges Hausgärtchen mit hölzerner Laube, von Oleandern in grünen Kübeln umstanden.

„Diese Bilder übten“, heißt es weiter, „einen unbeschreiblichen Eindruck auf das verwundete Gemüt Eynhuvs aus.“ Es sind dies auch die Bilder, die uns vors Auge treten, sobald das Stichwort „Biedermeier“ fällt. Und wenn wir uns wirklich irgendwelche Einströmungen aus unergründbaren Regionen dazudenken, dann höchstens Zaubrisches, aber keine Dämonie. Jedoch: warum sollten sie, die ewig-wachen Dämonen, just damals geschlafen haben?

Sie waren, blickt man nur hinter die freundlich verzierten Fassaden, hellwach wie eh und je! Die „Unvollendete“ ist nicht von einem fidelen Musikus geschrieben! Grillparzers ganzes Werk zeugt davon, daß der nach außen resignierende Hofrat sich unaufhörlich der Bedrohung durch untergründige Mächte zu erwehren hatte. Stifter war kein Idylliker, sondern rang um den sprachlichen Zusammenhalt der zerfallenden Ding-Welt, und Nestroy sah die Menschen keineswegs als Juxfiguren, sondern als Wesen, über deren Los man weinen mußte, wenn es sich nur verlohnte! Selbst die Geister Raimunds sind nicht gemütlich, sondern geben sich, dem Stil der Epoche Rechnung tragend, nur so. Die wahren Repräsentanten des Zeitalters lassen keinen Zweifel daran, daß dessen Menschen genauso durchtobt und durchzittert waren von Strömungen aus ihrem Jenseits, wie jeder Mensch es ist, seit es Menschen gibt.

Unser gängiges Fehlurteil mag zum größten Teile daher rühren, daß uns heutigen Betrachtern das Politische jener Epoche – mitsamt dem „Polizeiapparat“, den Konfidenten, der Zensur – doch nur als ein lustiges Gruselkabinett erscheint, verglichen einerseits mit Gestapo und GPU, ja selbst mit den Zwangsmaßnahmen demokratischer Staaten, und andererseits etwa mit den Epochen der Kreuzzüge, der Inquisition, der Religionskriege, der Türkenherrschaft, der Französischen Revolution. Der damals gefürchtete und gehaßte Metternich erschiene uns heute – erschiene er uns nur! – geradezu als ein fanatischer Kämpfer für die persönliche Freiheit und für die Rechte des Individuums gegenüber dem Kollektiv und dem Staat. Die politischen „Schikanen“, unter denen Grillparzer – subjektiv mit Recht – gelitten hat, könnten uns Heutigen kaum einen Seufzer entlocken; wir nähmen

sie freudig in Kauf, wenn wir zugleich auch einiger Freiheiten jener Ära teilhaftig würden!

Das Biedermeier war, von uns aus gesehen, eine sehr liberale, im äußeren Ablauf der Dinge sehr friedliche Zeit, mit einem Zug ins vergleichsweise Kleine (man denke an Stifters „Sanftes Gesetz“ oder an die bürgerlichen Wohnhäuser, welche damals das Adelspalais ablösten). Daher rührt unser Irrglaube, in der Brust der Menschen damals habe sich gar nichts abgespielt, oder eben nur Kleines.

Herzmanovsky-Orlando zerstört diese edle, doch falsche Legende. „Tut mir leid, wenn ich vielleicht ein Ideal zertrümmere . . .“, um mit dem noch recht selbstsicheren Eynhuf des 1. Kapitels zu sprechen.

6

Dem Leser begegnen im Lauf der Lektüre zahlreiche Merkwürdigkeiten, die für realiter existent zu halten ihm durchaus nicht in den Sinn kommt: so zum Beispiel ein Haus mit dem Namen „Schmeckenderwurm-Hof“, oder ein Kupferstecher namens Blasius Hampfelmayer, dem es oblag, die berühmtesten Beschälhengste des k. Gestütes zu porträtieren. Jedoch: das Haus mit dem nicht gerade appetitanregenden Namen ist vielen Wienern bekannt, ja vertraut, da sich dortselbst ein vorzügliches Weinlokal etabliert hat; und die Blätter des Blasius Hampfelmayer lagern heute noch in den Archiven! Herzmanovsky-Orlando ist kein Erfinder, sondern ein kamera-scharfer Abzeichner! Einige Belege: Eynhuf streicht verkleidet um das Haus der Geliebten. „Als Slowak mit einem Korb voll Holzwaren sang er sein: ‚Gulöffl kafts, Spilalei, helzerna Steggpferd, was frißt nix, Lauskampl, Gurkahackl, Kastl, was fällt am Maus . . .‘ Dideldidi, widlwidlwidlwidlwiwi machte er dabei auf der Flöte.“ Solch einen wandernden Holzwarenhändler nannte der Wiener einen „Gulöfflkrawat“, einen Kochlöffelkroaten. Bei Herzmanovsky-Orlando ist allerdings von einem Slowaken die Rede. Aber nicht unser Autor, sondern der Volksmund irrt! Wie Mauritz Schuster in seinem Wörterbuch veraltender und veralteter Wiener Ausdrücke und Redensarten uns belehrt, war nämlich dieser „Krawat“ gewöhnlich kein Kroate, sondern ein Slowak: „Denn er stammte meist aus der Gegend um Trentschin in der Slowakei, wo Kroaten nur ganz vereinzelt siedelten . . . Diese harmlos-gutmütigen, grundehrlichen Leute ließen auf einer urzeitlichen, nicht einmal farbbestrichenen Holzflöte eine kurze, schalmeiartige Weise ertönen und luden sodann zum Kauf ihrer Waren ein mit den Worten: ‚Gaafte Guleffl, Spillera! . . . hulzane Fertl, was frißt gane Hai, flaischane Schlegl, hulzane Teg!‘ (Kauft Kochlöffel, Spielerei . . . hölzerne Pferdchen, die kein Heu fressen, Fleischschlegel, hölzerne Tiegel!)“ – Die Beschreibung eines Biedermeier-Hauses – „Eine schmale Treppe mit schwarzeiserner Greifstange führte hinauf. Schwacher, aber eiskalter Modergeruch entströmte einem kleinen Luftloch, dessen Zweck nicht recht ersichtlich war, und erfüllte den Spiralgang der Stiege . . . Er stand in der Küche, in der es köstlich nach Kaffee duftete. Diente doch dieselbe wie in allen honetten Bürgerswohnungen gleichzeitig als Vorzimmer.“ – Diese Beschreibung trifft ganz genau das unverändert erhaltene Biedermeier-Haus Ballgasse 4, zirka zwanzig Schritt von dem Wohnhaus der Sängerin Höllteufel in der Rauhensteingasse entfernt. – Befremdlich mag klingen, daß damals bei Hof eine gewisse Vorliebe für die böhmische Sprache aufgekommen sei; es hält sich aber, wenn auch nicht unbestritten, selbst bei Historikern die Behauptung, mehrere Mitglieder des Kaiserhauses hätten deutsch mit unüberhörbarem tschechischen Akzent gesprochen. – Und was

hindert uns eigentlich zu glauben, daß es den bereits erwähnten musizierenden Leibstuhl tatsächlich gegeben habe, wie auch den folgendermaßen beschriebenen „nicht alltäglichen Gegenstand“: „Unter Glas sah man eine stattliche Anzahl ausgestopfter Kanarienvögel in flatternden Stellungen, die mit ihren Schnäbeln einen Jungfernkranz stützten, den wiederum eine buntfarbig gestickte Schrift umrahmte: ‚Dir, fromme Jungfrau, dies. Du Keuschheitshort in Tat und Wort, die Sodalinnen vom hl. Aloisius.‘ Ein goldener Ochsenaugenrahmen gab dem Ganzen einen prunkvollen und dabei keineswegs leichtsinnigen Abschluß.“ Im Salon einer älteren Dame hat der Verfasser dieser Zeilen selber einmal ein ähnliches, aus aufgespießten Schmetterlingen plastisch gebildetes Prunkstück entdeckt; und ein „von einer Gesellschaft Gelehrter“ um 1820 verfaßtes Enzyklopädisches Wörterbuch zählt zu den Merkwürdigkeiten Wiens neben anderem „eine Hand von Metall“, die, was man ihr diktiert, selbständig auf ein ihr vorgelegtes Blatt Papier in mehrerlei Buchstaben schreibt. Kurzum: Herzmanovsky-Orlando hat die alltäglichen, aber gerade deshalb typischen Manifestationen des Biedermeier zusammengetragen – man sieht ihn geradezu vor sich, wie er genießerisch in zeitgenössischen Journalen, Amtskalendern, Dienstvorschriften, Reisebeschreibungen, Anstandsbüchlein blättert, wie er in muffigen Altwarenhandlungen, auf dem Trödelmarkt, in Antiquitätenläden herumstöbert. Seine Entdecker-Methode (und zugleich die Verwandlungskunst seiner Phantasie) wird in einem 1935 an Friedrich Torberg geschriebenen Brief so recht anschaulich:

Im Herbst desselben Jahres rüsteten ein Freund und ich eine Expedition nach Korsika aus. Das Reizvolle daran war, daß wir einen alten russischen Baedeker für Korsika benützten, den „Anisfeld“, ein Buch, dessen Zauber man sich schwer entziehen kann. So bringt die heute leider ganz verschollene Ausgabe „Österreich“ gewaltige Sümpfe bei Linz und eine Dampfschiffsverbindung von Lana bei Meran nach Venedig. Die Kenntnis des Werkes danken wir einem alten polnischen Juden, der vor vielen Jahren in einer dunklen Herbstnacht unter ungeheurem Gurgeln und Bartgesträube am Lanaer Bahnhof einen Mordsskandal machte, weil er glaubte, das Dampfschiff versäumt zu haben und weil das Personal alles in Abrede stellte. Mutter Drassl aber, die Wirtin des dortigen „Schöpferhofs“, überraschte mich eines Tages mit der Mitteilung, daß ihr auf dem Boden ihrer Wohnung „die Anker gar so im Weg“ wären. Also muß doch etwas dran gewesen sein . . .

Nicht die Werke der großen Dichter und Maler, nicht die offiziöse Geschichtsschreibung, nicht die Akten der Staatskanzleien liefern seiner gestaltenden Phantasie den Rohstoff; sondern an den kleinen, längst verschollenen Dingen entzündet sie sich, an Dingen der Art, die wir, wenn wir selber sie produzieren oder benützen, für durchaus selbstverständlich halten, gewissermaßen wie ein Hunderl, das aber, während es in die Vergangenheit einsinkt, sich zum Dinosaurier auswächst. In hundert Jahren wird man unsere Selbstverständlichkeiten – etwa die Wahl einer „Miß Strumpf“ oder unsre Sozialversicherung, eine Cocktail-Party oder das Benzin-Auto, den Surrealismus oder die derzeit geltenden Postverordnungen, die Achtung der Homoerotik oder die Billy-Jenkins-Hefeln – für baren Unfug, für Symptome von Verschrobenheit und Hinterwäldlertum erklären und ebenso belächeln, wie wir heute über die von Herzmanovsky-Orlando gesammelten und getreulich wiedergegebenen Kuriosa des 19. Jahrhunderts, welche zu ihrer Zeit freilich echte Selbstverständlichkeiten waren, aus vollem Halse lachen. Ließe sich denn nicht jetzt schon, durch distanzierte Auswahl und distanzierendes Arrangement, ein entlarvendes Kuriositäten-

Kabinetts unserer Gegenwart allein mit den Bildern, Reportagen und Leserbriefen der Wochenblätter füllen, mit Prachstückchen wie „Gesundbeterin am Königshof“, „Mit dem Nudelwalker die Gattin erschlagen“, „Der Filmstar und das Volksschulmädchen“, „Abwehrchef übergelaufen“ etc. etc.? Sind diese und tausend ähnliche Affären, mit einer überzeitlichen Optik anvisiert, nicht ebenso tragikomisch, nicht ebenso grotesk-makaber wie die von Herzmanovsky-Orlando aus dem Schutt der Vergangenheit ausgegrabenen? Ja, es überzeugt uns ein solcher Vergleich mit unserer Gegenwart endgültig davon, daß dieses Autors Werk unsere Selbsterkenntnis gerade deshalb fördert, weil es nicht eine Erfindung, sondern ein Porträt ist; nicht ein Kostümfest, sondern eine bis ins Detail exakte Illustration zur Kulturgeschichte; ein Sittenbild des Biedermeier.

Daß just die Epoche des Biedermeier sich als ein vorderhand unerschöpfliches Lager literarischen Rohstoffes erweist, ist kein Zufall; beginnt doch mit ihr das spezifisch Österreichische, so wie man es selbst heute, in der Republik, noch versteht, sich auszudrücken. Was vorher war, also auch das Barock, gehörte einem größeren Konzepte zu: dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation. Nun trat an dessen Stelle das Konzept des supranationalen Vielvölkerstaates, und das Haus Habsburg identifizierte sich nunmehr ausschließlich mit diesem Gebilde, welches, seiner natürlichen Schwerkraft folgend, seine Dynamik von Mitteleuropa weg auf den Balkan verlagern mußte. Die von Frankreich in den Geschichtsablauf geschlagene Zäsur um 1800 mobilisierte auch in Österreich das Bürgertum, dessen damals meist um einen kaminartigen Lichthof eng emporgebaute Häuser noch heute bewohnt sind, indes die Profanbauten des Barock schon nur mehr „Sehenswürdigkeiten“ darstellen, wie auch die heutige Mode vorzüglich vom Biedermeier, nicht aber von den Epochen davor profitiert. Auch die Kontinuität der demokratischen Freiheiten geht, wie die Entwicklung des österreichischen Nationalbewußtseins, von jener Zäsur aus. Vor allem aber verdient Beachtung, daß es vorher nicht nur keine österreichische Literatur, sondern auch keine österreichischen Dichter gegeben hat – sehr im Gegensatz zu Deutschland, dessen große literarische Zeit zu Ende ging, als die Österreichs eben erst begann: Grillparzer, Stifter, Nestroy, Raimund und Lenau sind Kinder des Biedermeier, und sie sind die Väter der österreichischen Literatur.

Die Kontinuität bis auf den heutigen Tag ist offenbar. Wenn das Biedermeier aber vor allem den Humoristen, den Parodisten, den Satiriker reizt, dann deshalb, weil dort wie in Modellen, wie spielerisch und wie in kindlicher Naivität vorgebildet ist, was uns heute als kaum mehr durchschaubarer Lebensernst drohend umsteht.

7

Zu solchem Durchschauen der Welt, wie wir's bei unserem Autor kennenlernen, muß man prädestiniert sein. Von Vater Herzmanovsky, welcher Sektionschef im Ackerbauministerium war, wird berichtet, daß er, als der rangälteste Beamte, einen einstigen Mitschüler im Theresianum, der Minister wurde, bei der Geschäftsübernahme zu begrüßen hatte. Theresianischer Tradition gemäß duzte er ihn, doch nach kurzer, peinlicher Pause dankte der neue Minister mit „Sie“. „Exzellenz“, soll da Vater Herzmanovsky gesagt haben, „gestatte mir noch einmal das trauliche Du“, worauf er Goethes berühmtestes Zitat folgen ließ, eine Andeutung von Verbeugung machte, den Saal verließ und in Pension ging.

Es liegt also in der Familie . . . In der Familie vollzog sich aber auch – nun im Ernst gesprochen – die so unvergleichlich fruchtbare Rassen- und Völkermischung des alten Öster-

reich, und im Namen des Dichters tauchen gleichsam noch einmal die Elemente rein auf, aus deren Kontrast und Verschmelzung er selber wie sein Vaterland herkommt: Fritz von Herzmanovsky-Orlando: das deutsche, das slawische und das romanische Element. Bis 1954 ragte er, neben seinem Freund Kubin, neben Kokoschka, Gütersloh, Doderer und nur mehr wenigen anderen, in die verarmende Gegenwart herein; und erst der Tod des fast Achtzigjährigen erinnerte die Mitwelt an seine Existenz. Jetzt endlich hat sich auch ein Verlag gefunden – natürlich ein deutscher! –, der das ganze nachgelassene Werk dieses großen Österreichers publik macht: fünf Bände sind projektiert und sollen jetzt in rascher Folge erscheinen. Ein Werk, das heute, vom „Gaulschreck“ abgesehen, erst in Auszügen vorliegt, welche jedoch für das Ganze bestätigen, was hier nur an dem einen erschienenen Buch demonstriert werden konnte. Ein Werk, das uns zufällt als ein unverdienter Gewinn, indem es nämlich – wie die Werke der anderen letzten aus Österreichs großer Zeit – auch spüren läßt, was infolge einer wahrhaft gedankenlosen Gesinnung seither an Substanz, statt daß diese sorglicher denn je gepflegt worden wäre, verlorengegangen ist. Ein Werk jedenfalls, an dem nicht nur unsere Generation wird zu lesen, natürlich zu lachen und wohl auch zu sinnieren haben.

KOMPETENZEN

Darf eine Lyrikerin gegen die atomare Bewaffnung der Bundeswehr protestieren? Ist es einem Schriftsteller erlaubt, sich in Form einer Leitartikel-, „Ansprache“ an die neuen Generäle zu wenden? Ist es gestattet, daß in einem Lande ein Film gedreht wird, der weit zurückliegende militärische Vorgänge eines anderen Landes mit kritischem Realismus darstellt?

Rhetorische Fragen, glücklicherweise: die Lyrikerin Ingeborg Bachmann hat den Protest unterzeichnet; die „Ansprache“ des Schriftstellers Rudolf Hagelstange ist in der „Süddeutschen Zeitung“ erschienen; eine amerikanische Filmgesellschaft hat den Film „Wege zum Ruhm“ gedreht, der ein Ereignis aus dem ersten Weltkrieg – die Füsilierung französischer Soldaten wegen „Feigheit vor dem Feind“ – behandelt.

Es ist hier nicht die Stelle, um zu diesen einzelnen Aktionen Stellung zu nehmen, und nicht ihnen gilt das Augenmerk dieser Glosse. Wir möchten es jedoch begrüßen, daß bei uns und anderswo kritische Aktionen dieser Art *möglich* sind und nicht von autoritären Instanzen unterbunden werden. Es stünde der westlichen Welt schlecht zu Gesicht, wollte sie einerseits für das Recht der Kritik und der freien Meinungsäußerung eintreten, andererseits aber, bei aus irgendwelchen Gründen nicht bequemer Kritik, deren Rechte ohne zwingendste Notwendigkeit einzuschränken versuchen. Glücklicherweise (noch einmal!) ist dieses Recht durch unsere Verfassung garantiert, glücklicherweise werden nicht zu häufig Stimmen laut, welche die in dieser Hinsicht bestehende Situation geändert wissen wollen. Dennoch sollten wir schon die ersten Ansätze in dieser Richtung mit aufmerksamem Mißtrauen beobachten und die vorgebrachten Argumente genau überprüfen, wo immer wir ihnen begegnen.

Um mit dem ersten Beispiel zu beginnen: die österreichische Lyrikerin Ingeborg Bachmann hat in der Zeitschrift „Kultur“ ihre Unterschrift unter den Protest gegen die atomare Bewaffnung der Bundeswehr gesetzt. Ob wir ihre Entscheidung billigen oder nicht –: es ist ihr gutes Recht, und wir möchten annehmen, daß sie sich ihren Entschluß reiflich überlegt hat. Es ist gleichfalls das gute Recht des Wiener Kritikers Hans Weigel, diesen Protest zu mißbilligen und dies offen auszusprechen. Aber was ist es, was uns in seinem offenen Brief an Ingeborg Bachmann – abgedruckt im Juniheft der Zeitschrift „Forum“ – nicht so recht gefallen will? Es ist nicht so sehr der bewußt burschikose Ton seines Briefes, in dem es u. a. heißt: „Sag einmal, Inge, was ist Dir da eingefallen? Bist Du ganz und gar von Gott verlassen, daß Du Deine Kompetenzen

als Lyrikerin und als Österreicherin derart überschreitest?“ Unlieb klingt uns vielmehr das Wort „Kompetenzen“ in den Ohren. „Kompetenzen als Lyrikerin“ –: wo beginnen die und wo hören sie auf? Soll demjenigen, der Gedichte schreibt, ein für allemal das Recht abgesprochen werden, zu Fragen außerhalb seines künstlerischen Metiers Stellung zu nehmen? Wir möchten nicht annehmen, daß Hans Weigel prinzipiell dieser Meinung ist, die er im übrigen im gleichen Atemzug selber desavouiert; denn auch er überschreitet – indem er gegen die Unterzeichnerin polemisiert – doch wohl seine „Kompetenzen“ (es sei denn, er hielte sich für einen „professionellen“ Politiker und Experten in Wehrfragen). –

Ein kleiner falscher Zungenschlag, es wäre lächerlich, die Sache zu dramatisieren. Interessant ist nur das Argument: der Versuch, einen anderen Menschen in die Schranken seines Metiers zu verweisen. Ihm begegnen wir in ziemlich ähnlicher Form in einer Leserzuschrift, die vor einigen Wochen in der Süddeutschen Zeitung abgedruckt war. Der Einsender, der sich als „Mitglied des Personalgutachterausschusses für die Streitkräfte“ vorstellt, polemisiert darin gegen den bereits erwähnten Leitartikel des Schriftstellers Rudolf Hagelstange. Es mag sein, daß die (uns nicht bekannten) Ausführungen Hagelstanges zur Kritik herausforderten; gewiß jedenfalls ist, daß ein Leser dieses Leitartikels das Recht hat, ihn zu kritisieren und, wenn er es so sieht, als „Mixtur von Halbwahrheiten, Verdrehungen und Ressentiments“ zu charakterisieren. Man mag es darüber hinaus als erfreuliches Zeichen buchen, daß eine große Tageszeitung sowohl den Artikel wie, in einer späteren Nummer, zustimmende und ablehnende Leserzuschriften zu diesem Artikel abdruckt. Seltsam und wirklich bedenklich aber dünkt uns der gute Rat, der hier dem Schriftsteller Hagelstange gegeben wird. „Schlimmer noch als der sachliche Inhalt“, so heißt es in der Zuschrift, „ist die Art, in der Herr H. seine Weisheit anzubringen versucht. Vielleicht können Herrn H. die Worte Friedrich Sieburgs zur Besinnung bringen, wenn er bekennt, daß der Stil, also meine eigene Schreibweise, seit je für mich wichtiger gewesen ist als alle Programme. Ich bin zu alt, um verbergen zu wollen, daß der Ausdruck für mich die höchste Form des menschlichen Daseins ist . . .“ Wir gestehen ohne zu erröten, daß uns nicht gegenwärtig ist, wann und wo Friedrich Sieburg dieses Bekenntnis abgelegt hat – ein Bekenntnis, das uns von dieser Seite einigermmaßen überrascht. Friedrich Sieburg als Ausdrucks-künstler im Stile Gottfried Benns? Man möchte es nicht glauben. Aber ob Gottfried Benn oder Sieburg à la Gottfried Benn –: es ist ebenso komisch wie fragwürdig, wenn man versucht, dieses höchstpersönliche apolitische Bekenntnis als ein für alle Schriftsteller verbindliches auszugeben. Hoffen wir im Gegenteil, daß unsere Schriftsteller die „eigene Schreibweise“ nicht wichtiger nehmen als die Wahrheit und den Mut zu ihr und daß sie sich auch zu menschlichen und politischen Problemen zu äußern wagen, die nichts mit ihren kalligraphischen Künsten zu tun haben! –

Gewiß kann man einwenden, es handle sich bei diesen Beispielen um Bagatellen, die zu beachten sich nicht lohne. Aber ergeben nicht viele Kleinigkeiten dieser Art zusammen eine massive Realität? Das dritte hier anzuziehende

Beispiel, ein unerfreuliches Ereignis kurz vor dem Beginn der Berliner Filmfestspiele, mag jedenfalls den Weg bezeichnen, der zu einer solchen massiven Realität führt: wir denken an die bekannte Intervention der Franzosen gegen die Vorführung des amerikanischen Films „Wege zum Ruhm“ – eine Intervention, die in letzter Minute fast die Berliner Filmfestspiele vereitelt hätte. Frankreich protestierte, weil dieser Film angeblich das Ansehen der französischen Nation herabsetze. Am Ende machte die amerikanische Verleihfirma ein Zugeständnis und zog den Film zurück; der französische Stadtkommandant aber verbot die Aufführung in seinem Sektor, und zwar unter Berufung auf einen Kommandanturbefehl der ersten Nachkriegsjahre, der die „Verächtlichmachung einer Besatzungsmacht“ unter Strafe stellt. Es ist anzunehmen, daß der französische General die für dieses Verbot notwendige juristische Autorisation besessen und seine Kompetenzen nicht überschritten hat. Aber wir möchten nicht verschweigen, daß uns eine Lyrikerin sympathischer ist, die – im Sinne Hans Weigels – ihre „Kompetenzen“ überschreitet, als ein General, welcher, gestützt auf seine Kompetenzen, die Freiheit kritischer Auseinandersetzung unterbindet.

R. H.

IM ATEM DES DICHTERS

Conrad Aiken: *A Letter from Li Po & Other Poems. Oxford University Press, New York 1955. 93 Seiten. 3,50 \$*

Dieser heute in Massachusetts lebende, 1889 in Georgia geborene Dichter, der 1929 mit dem „Pulitzer Prize“ und 1954 mit dem „National Book Award for Poetry“ ausgezeichnet wurde, hat sich in Amerika nicht durchsetzen können im Gegensatz zu Auden, Steven oder Pound, mit denen er oft verglichen wird. In Besprechungen kommt er fast immer zu kurz. Die „sophistication“ der amerikanischen Buchkritik hat hier einen solchen Grad an Blasiertheit erreicht, daß man sich fragt, ob es jetzt zum guten Ton gehört, sich auf die Seite der „Großen“ zu schlagen. Es wird mit Argumenten gegen die Dichtung Aikens polemisiert, die ebenso gut gegen die Präzeptoren der modernen Lyrik angewandt werden könnten. So hat denn dieser „musikalischste“ Dichter unter den modernen keine

Jünger gefunden. Er gehört keiner Schule an und hat auch keine gegründet.

Nach mehr als zwanzig Gedichtbänden, von denen die ersten den Einfluß englischer Dichter (Wordsworth, Keats, Swinburne, auch Masfield) zeigten, erschienen nun gleichsam als Krönung aller früheren Experimente diese sieben Gedichte, das Resultat einer fünfjährigen Arbeit. Das erste und längste Gedicht, in zwölf Abschnitte unterteilt, gibt dem Band den Titel und die Hauptthemen, die in den folgenden Gedichten („Logos in Fifth Avenue“, „A is for Alpha: Alpha is for A“, „The Return“, „The Walk in the Garden“, „Overture to Today“, „Another Lycidas“) wiederholt und abgewandelt werden. Die Themen sind die Urgefühle und Urtatsachen der Dichtung: Liebe, Vergänglichkeit, Zeit, Stolz und Einsamkeit des Menschen, zusammengefaßt im Menschen Li Po und in seiner Dichtung: „Here is the divine loneliness in which / we greet, only to doubt, a voice, a word, / the smoke of a sweetfern after frost, a face / touched, and loved, but still unknown . . .“

Aus Rhythmus, Modulation der Melodie und diesem einen Bild des Zitats spürt man schon, welche Begabung hier am Werk ist, welche Möglichkeiten englischer Sprache sich hier zu eigenem Schöpfertum entfalten. In all diesen Gedichten scheint die Kluft zwischen regelgebundener Klassik und experimenteller Moderne mit solcher Leichtigkeit und in so glücklicher Anmut überbrückt, daß man sich wiederholt fragt, ob hier nicht doch ein zu großes Interesse an der Rhetorik, am „Instrument“, vorliegt, das Aiken gefährlich wird in dem gleichen Maße, wie es oft Rilke gefährlich wird. „Ich suche eine Art absoluter Dichtung“, so schrieb Aiken früher einmal, „die nicht so sehr beabsichtigt, Gefühle zu wecken . . ., als vielmehr ein Gefühl und Verständnis der Wirklichkeit mit der gleichen kühlen Distanz zu verwenden, mit welcher der Komponist Noten und Akkorde verwendet.“ Eine solche Methode, die in seinen Werken seit 1914 zu verfolgen ist, setzt ein Bewußtsein voraus, das sich in anderen, moderneren Themen niederschlagen hat: das Thema von der Identität des Ichs, oder die Frage nach der Dichtung im lyrischen Gedicht selbst. Das führt zum Philosophieren über Wirkliches und Vorgestelltes: „... Which is which? / The poem? Or the peachtree in the ditch? / Or is all one? . . .“ Das Wirkliche ist nur Traum, das Vorgestellte die Wirklichkeit. Die Grundbefindlichkeit der Welt ist Vergänglichkeit, Hauch, existent nur im Atem des Dichters, der, zwischen Geburt und Tod („the twin indignities“), „in the broken beam of light“, im Nu das Prisma faßt. Dies aber, dieser Augenblick, ist nicht verloren. „The peach-tree in the poem is still here. / The song is in the peachtree and the ear.“ Auch hier, wie bei Mallarmé, Ungaretti und Guillén, die moderne Überzeugung von der „Unsterblichkeit im Wort und im Laut“ und der orphische Glaube, der Reime in Felsen und Felsen in Reime verwandelt. Dies ist selbst dort noch möglich, wo, wie im „Logos in Fifth Avenue“, der Ausdruck plötzlich umschlägt in die Gestaltung reiner Tatsächlichkeit und reinen Geschehens. Meines Wissens

ist die gigantische Häßlichkeit New Yorks, für welche ihre Prachtstraße, die Fünfte Avenue, hier als Symbol gewählt ist, in der modernen amerikanischen Lyrik vielleicht nur noch bei Auden mit ähnlicher präzisierender und satirischer Ausdruckskraft eingefangen worden. Der Öde, dem Betrieb und der gespenstischen Gestaltlosigkeit werden der Traum des Dichters, das Wort und die Form entgegengesetzt.

Das Buch schließt mit einer Elegie, in der dieser moderne Lycidas auf der Halbinsel Cape Cod in Neu-England – wie Theokrit in seiner siebten Idylle, auf der Insel Kos geschrieben – in einer Mischung von Heiterkeit und Trauer, sich selbst beschreibt, seine Herkunft, seine Umgebung und sein Haus. Damit aber wird noch einmal das zentrale Thema dieses Bandes zum Ausdruck gebracht: der Gegensatz zwischen der Sehnsucht nach dem Unerreichbaren, einem sinnvoll beseelten Arkadien, und dem Tadel am herrschenden Zustand, dem flachen, fremden und gefolterten Gesicht unserer Zeit. Gegen Ende des Gedichtbandes stehen die Zeilen:

„Who would not mourn
for such a Lycidas? . . . for in him grew
the poet's vision like a tree of light
and leaves of light
were in him as the gift of tongues
and he was of those few
who, as he heard, reshaped the Word,
and made the poem or the music true . . .“

New York

Edgar Lohner

FLUT DER BILDER

Erich Arendt: Gesang der sieben Inseln. Gedichte. Verlag Rüdden & Loening, Berlin 1957. 100 Seiten. 4.40 DM (Ost)

Erich Arendt, geboren 1903, gehört neben Peter Huchel, Stephan Hermlin und wenigen anderen zu den nennenswerten Lyrikern der deutschen Ostzone, deren Gedichte mehr als brave Reimschmiederei oder wackere linientreue Agitation sind. Ebenso wie Huchel

sieht und feiert Arendt die unerschöpfliche Schönheit der Natur, ohne sie gewaltsam in den Plan einzubeziehen. Was Brecht in seinem Gedicht „An die Nachgeborenen“ sagt, „Und die Natur sah ich ohne Geduld“, gilt hier nicht. Der erste Eindruck, den man von dem neuen Versband Arendts empfängt, vermittelt eine Überfülle von Bildern, die immer wieder die Natur zum Gegenstand haben: Inselwelt und Meeresstille, Felsen, Wasser, Himmel, Sterne, aber auch glutreifen Sommer, verwunschene Gärten, seufzende Erde. Wie sehr die Natur in ihrem Selbstverständnis aufgerufen ist, wird deutlich ausgesprochen: „Laß dein Fragen / nach Sinn und Glück und Sein, / Aufgehn die Blütensäulen der Agaven.“ Die meist kurzzeiligen freien Verse, aufgeteilt in mehrere Strophen von ungleicher Länge, sind gesteuert von einer geradezu pausenlos zündenden Bildphantasie. Aber diese beneidenswerte Begabung des Lyrikers wird zum Verhängnis, wenn sie der gestalterischen, der kontrollierenden Kraft davonläuft. Nicht nur, daß in vielen Gedichten Arendts die Bildfülle die gedankliche Klarheit einfach überspült und verschwimmen läßt; man hat alle Mühe, in der Flut konventioneller und abgegriffener Fügungen das wirklich Treffende und Originale zu finden. Das liegt keineswegs am romantischen Wortschatz. Auch Peter Huchel schreibt ohne „moderne“ Vokabeln ganz heutige Gedichte, eine präzise Naturlyrik von kraftvoller Anschaulichkeit. Die Arendtschen Gedichte sind gefüllt mit solchen Wendungen, unglücklichen Alliterationen oder steifen Genitivnachstellungen wie: „wachsende Heimat singender Segel“, „wissender Schlaf nackter Steine“, „wölbte des Weltalls Wunde“, Schwalbenflug als Gruß von „goldener Küste singend gepfeilte“, „den silbersternen Tod in traumharten Fingern“ (ein Fischer!), „singendem Sand“, „und Hügel und Wolken klingen“. Wie leicht macht sich der Autor mit der Anwendung von rhetorischen Floskeln. Hier ist doch wohl der hymnisch-elegische Stil von Hölderlin und Rilke mißverstanden.

Kaum ein Vers bei Arendt kommt ohne Ach, O, Aber, Doch aus (Wer nur hat; O bittere Bucht; O Mund; Du aber; Noch aber; Wer aber – usf.). Allzu häufig steht am Satzanfang das nichtssagende „Und“ – und trübt den Sinn vollends ein.

Zu sehr ließ sich Arendt von Bild und Klang verführen, so daß leider den Gedichten insgesamt etwas Provinzielles anhaftet. Wie schade! Ein strafferer, selbstkritischer Zugriff hätte das Vorhandene zu bleibender Währung schlagen können. Einige Gedichte, so das Titelgedicht, so „Cava Acquera“, sind im Ansatz und zeilenweise große Naturlyrik. „Flüstern des Steins, hoch / unter dem fischhäutigen Mond. / Weiß war der Tag. Unbiegsam / die steinerne Schlange Licht / auf den Wegen. Weiß / wie die Lippen der Tod.“

München

Eberhard Horst

DER FREIHEIT GEDENKEND

Tibor Déry: Niki oder Die Geschichte eines Hundes. Aus dem Ungarischen von Ivan Nagel. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. Main 1958. 145 Seiten. 9.80 DM

Mit dem Namen Déry verbindet sich dem Leser in der westlichen Hemisphäre nicht eben viel, obwohl der ungarische Autor nach dem Zeugnis aller, die sein Werk genau kennen, zu den Großen der zeitgenössischen Literatur zu zählen ist. Sein Name wurde hierzulande erst im Zusammenhang mit der ungarischen Oktoberrevolution von 1956 bekannt, geriet aber bald wieder in Vergessenheit. Aufmerksam auf ihn wurde die Öffentlichkeit erst, als Déry im April 57 verhaftet wurde und als Zelebritäten aus der westlichen Welt, unter ihnen T. S. Eliot, sich für die Freilassung dieses unorthodoxen, immerhin aber kommunistischen Geistes einsetzten. Tibor Déry ist noch immer im Gefängnis. Nach der vorliegenden Probe wird man hoffen, nein: fordern müssen, daß nun auch seine großen Romane „Der unvollendete Satz“ und „Die Antwort“ dem

westdeutschen Publikum zugänglich gemacht werden. Auch, wenn sie nicht so akkurat in unser ideologisches Kostüm passen wie „Niki“.

Diese Novelle ist nicht nur eine äußerst lebenswerte Hundegeschichte. Sie ist mehr: ein ergreifendes Gleichnis von der Unersetzbarkeit der Freiheit. Im Leben und langsamem Dahinsterben des Hundes Niki, eines keineswegs rassereinen, zugelaufenen Foxterriers, spiegelt sich das Absterben der Freiheit im kommunistischen Ungarn. Der Hund wird zum Symbol des enttäuschten, vom Apparat verratenen Parteigängers. Er ist einem pensionierten Oberst – spricht: dem Horthy-Regime – entlaufen; er sucht und findet die Freiheit bei dem zukunftsgläubigen Ehepaar Ancsa. Schon die Umsiedlung in die Stadt – spricht: die Unterstellung seines neuen Herrn unter den Parteiapparat – bekommt ihm schlecht. Doch als Herr Ancsa verhaftet wird, willkürlich und ohne jeden Grund, geht der Hund an seiner Trauer ein, still, erschöpft, lustlos und enttäuscht. „Der Hund vermißte die Freiheit, meinte Frau Ancsa. Die Freiheit, zu der es auch gehörte, das Leben mit einem selbstgewählten Gebieter zu verbringen.“

Die Wahl eines Hundes, einer nicht vernunftbegabten Kreatur also, zum Spiegel einer in Unfreiheit geratenen menschlichen Gesellschaft hätte den Autor leicht zur unverbindlichen Idylle oder auch zu einer Orwellschen Satire verführen können. Beiden Wegen – oder Versuchungen – ist Déry ausgewichen. Der Hund ist auch nicht nur ein äußerliches Hilfsmittel zur Camouflage, wenn dieser Gedanke zweifellos auch mitgespielt hat, als Déry seine Erzählung konzipierte. Er ist vielmehr ein unbedingt notwendiges Element der Komposition. Der Autor beschreibt mit wenigen Strichen seine eigenen Lebensumstände und die seiner Umgebung und zeichnet mit minutiöser Genauigkeit und liebevoller Freude am Detail die Verhaltensweisen des Hundes Niki nach. Aus ihnen schließt er vorsichtig und immer mit Vorbehalten auf die Gemütslage und die Gedanken, die den Hund bewegen

könnten und die im Grunde nichts anderes sind als die geheimen Gedanken seiner menschlichen Umgebung. Déry bezieht in seine Überlegungen lebenswürdig und bisweilen etwas umständlich seinen Leser mit ein; er distanziert sich von der platten Realität mit den Mitteln einer sublimen Ironie und erzielt gerade dadurch eine zu Herzen gehende Überhöhung der Realität.

Man muß es verstehen, in diesem Buch zwischen den Zeilen zu lesen. Es ist, das sollte sich der Leser immer vor Augen halten, von einem prominenten Kommunisten in einem kommunistisch regierten Land geschrieben. Ein kleines Meisterwerk, das sich der Autor offenbar von der Seele hat schreiben müssen, obschon sein Erscheinen als ein unmißverständlich unfreundlicher Akt gegenüber der staatlichen Macht und der Parteidoktrin angesehen werden mußte. Was Wunder, daß ihm dabei oft genug Bitterkeit und schärfste Satire die Feder geführt haben. Aber vielleicht gerade durch diese Ausbrüche, die nicht immer ganz dem inneren Habitus der Erzählung entsprechen mögen, ist sie weit mehr geworden als eine meisterhafte Gelegenheitsdichtung: ein „document humain“ aus unseren Tagen, das seine Gültigkeit bewahren wird.

Frankfurt/Main

Hans Schwab-Felisch

DIE STUNDE NULL

Werner Steinberg: Als die Uhren stehenblieben. Roman. *Neuer Tesloff Verlag, Hamburg 1957. 434 Seiten. 12,50 DM*

Unter den zahlreichen Themen, die der letzte Weltkrieg den Autoren in aller Welt immer noch bietet, drängt sich eines der literarischen Gestaltung förmlich auf: der Festungskampf und Untergang großer Städte. Die Situation scheint geradezu nach dramatischen Gesetzen aufbereitet: die unterschiedlichsten Gestalten sind auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen, als isolierte Gruppe eine unter einem Verhängnis stehende Welt für sich. Man kann sie mühelos als

Modell und Sinnbild der ganzen Welt setzen. Es sei hier nur an die Stalingrad-Romane von Plievier, Simonow und Nekrassov, an Ehrenburgs „Fall von Paris“, Heinz Reins „Finale Berlin“ und an Hugo Hartungs vier Breslau-Bücher erinnert.

Über Breslau liegt nun ein neues Werk vor, der Roman „Als die Uhren stehenblieben“ von Werner Steinberg. Er ist aus zwei Gründen interessant: als Gegenstück zu Hugo Hartung und weil er außer in der Bundesrepublik auch in der Sowjetzone herauskam.

Werner Steinberg – 45 Jahre alt – ist Schlesier, hat bereits vor dem Krieg Romane und Novellen veröffentlicht und übersiedelte im Dezember 1956 von Düsseldorf nach Leipzig. Er hat sich in der Sowjetzone eingeführt mit einer von der Kritik sehr günstig aufgenommenen Lizenzausgabe seines 1955 in der Stuttgarter Volksbücherei erschienenen Heine-Romans „Der Tag ist in die Nacht verliebt“; der Breslau-Roman ist seine zweite Veröffentlichung in der Zone. Um ihn kam es zu einem Prozeß, den der Autor von Leipzig aus vor einem Hamburger Gericht führte und gewann – die „Neue Illustrierte“ (Köln) hatte das Werk im Vorabdruck bis zur Unkenntlichkeit „bearbeitet“.

Die Ausgabe des Romans in der Sowjetzone zeigt, daß die dortigen Kulturfunktionäre zu erstaunlichen Konzessionen bereit sind, wenn sie dafür die Möglichkeit einhandeln, mit einem westlichen Autor renommieren zu können; denn Steinberg ist in gar keiner Weise bemüht, der Stilschablone oder gar der Ideologie des sozialistischen Realismus nahezukommen. Gelegentliche gesellschaftskritische Bemerkungen sind zu dürrig und offensichtlich aufgepappt, als daß sie für derartige Tendenzen zeugen könnten. Das Buch ist im Gegenteil eher symbolistisch zu nennen und bedient sich ausgiebig des inneren Monologs als Stilmittel.

Drei Personen tragen die Handlung: die Arbeiterfrau Jutta Münch, die mit ihrem kleinen Sohn aus der Stadt evakuiert wird und deren Fluchtweg der Autor verfolgt; ihr Mann Andreas, der sich als Deserteur von

der Ostfront nach Breslau durchgeschlagen hat und dieses Wagnis auch übersteht; und Juttas Geliebter, der Fabrikantensohn Joachim Brandenburg. Er versteckt Andreas, desertiert – zum Volksturm herangezogen – schließlich selber, wird entdeckt und erschossen. Die wichtigste Nebenfigur ist der versoffene Nazimajor Hillmann, den seine Angst zum mitleidlosen Menschenjäger macht und der kurz vor Toresschluß eine Hure heiratet.

Aber die mosaikartig komponierte Handlung ist dünn, denn Steinberg bemüht sich krampfhaft, jedem Geschehen mystischen Ballast anzuhängen, statt nur harte Fakten zu geben, die Symbolkraft genug aus sich selber besäßen. Wo er sich an die Tatsachen hält, gelingen dem zweifellos begabten Autor wirklich eindrucksvolle Passagen. Aber diese Passagen werden erdrückt von den in Kurzsivdruck eingestreuten Reflexionen, die die Lektüre ausgesprochen mühsam machen. Es mangelt ihnen an Schärfe, Tiefe und Überzeugungskraft, zumal sie allesamt auf einen bläßlichen Fatalismus gestimmt sind. So gelingt es dem Autor nicht, die Gestalten von innen her zu differenzieren. Sie bleiben unterschiedlich kostümierte Marionetten, abstrakte Wesen, die Menschen in der Situation des Verfalls aller Werte darstellen sollen. Unerquicklich und flach wird das zusätzlich dadurch, daß sich der Verfall in der Hauptsache als sexuelle Hemmungslosigkeit äußert. Die ethischen Motive des Deserteurs, die Wandlung des Fabrikantensohnes zum Kriegsgegner, der Wankelmut eines Auch-Widerstandskämpfers, die haltlose Nimm-was-du-kriegest-kannst-Philosophie der Frauengestalten, die Verbohrtheit eines SS-Leutnants, der die Panik der Bevölkerung zusammenballen und als todesmutige Kraft mißbrauchen möchte – all das bleibt konstruiertes Gerede. Das eigentliche Kampfgeschehen wird kaum angedeutet. Das Lokalkolorit ist blaß, und stilistisch verfällt der Autor der Manie, einmal geprägte, durchaus gute Bilder über weite Strecken hin totzureiten.

„In diese Leere hinein wird die Zukunft fließen, wird sie erfüllen; es wird eine zweite

Zeugung sein. Aber welcher Art der Mensch Jutta Münch ist, der da geboren wird, das ist nicht zu erkennen. Die Tage sind noch sehr grau und die Nächte sehr dunkel“, heißt es zum Schluß. Aber Steinberg zeigt nichts als Leere, seine Uhren blieben nicht erst zur Stunde Null stehen – sie gingen schon eine ganze Weile vorher nicht mehr. Woher sollte jedoch die Zukunft fließen, wenn nicht aus den verbliebenen Kräften, seien diese auch noch so karg und noch so verschieden von den zerstörten?

Hierin, im Aufspüren der unzerstörbaren menschlichen Substanz, ist Hugo Hartung Steinberg über, ebenso über wie an stilistischer Disziplin und an Respekt vor den Tatsachen. Immerhin darf man Steinbergs neuem Roman „Einzug der Gladiatoren“ mit Interesse entgegensehen. Er soll in Westdeutschland vor der Währungsreform spielen und die Schicksale einiger Figuren aus dem Breslau-Roman weiter verfolgen.

Berlin

Erhard Albrecht

AHNUNG UND GEGENWART 1958

Wolfgang Koeppen: Nach Rußland und anderswohin. Empfindsame Reisen. *Henry Govers Verlag, Stuttgart 1958. 337 Seiten. 15,80 DM*

Es ist ein Buch anzuzeigen, in dem die Welt zugegen ist. Der widerwillig gelobte und wenig geliebte deutsche Schriftsteller Wolfgang Koeppen hat es geschrieben, dem das Publikum nicht mehr zu bereiten weiß, als den Achtungserfolg, das laue Wohlwollen, hinter dem man Groll zu verspüren meint. Die Prosa des Romanciers Koeppen ist die zarteste und biegsamste, die unsere verarmte Literatur in diesem Augenblick besitzt. Es ist eine Prosa, die niemals schreit. Ihr Atem ist gelassen, ihre Leidenschaft durch die Prüfungen der Reflexion gegangen, ohne sich in ihnen zu verzehren. Sie ist mondän im tiefsten Sinn. Welt geht darin auf und Gesellschaft. Das sind Mittel und Tugenden, die wenigen zu Gebot stehen, aber was über

den Rang dieses Autors entscheidet, ist das Bewußtsein, das mit ihnen umgeht. Es ist hellwach und von äußerster Schärfe. Koeppens Vermögen, die vielsagenden Nuancen im sozialen, im politischen Luftdruck wahrzunehmen, Verhängnisse und Chancen von weit her zu erkennen, ist unheimlich. Er nimmt die leiseste Witterung an und reagiert darauf, ohne zu zögern. Das macht ihn unbequem. Dieses Annehmen aller Feindschaften, denen der Mensch heute und immer ausgesetzt ist, wird, so müheelos, ja selbstverständlich es hier erscheint, mit manchem Leiden erkaufte, das in der Konsistenz dieser Prosa zu erraten ist. Bücher, die so entstehen, kann man nicht totschweigen.

Koeppens neues Buch beschreibt des Autors „Empfindsame Reisen nach Rußland und anderswohin“. Die Schauplätze sind London und Rom, Holland, Spanien und die Sowjetunion. Nicht dies ist es, was uns zu dem Satz bewegt, in diesem Buch sei die Welt zugegen. Eine Kritik, die es als just noch ein weiteres Stück Reiseschreibe zur Kenntnis nehmen und neben die zahllosen Reportagen und Bilderbände „Aus der weiten Welt“ stellen wollte, würde eher Bedauern als Zorn verdienen. Koeppen reist ohne Kamera, und seine Texte machen keinem Kulturfilm und keinem Guide Konkurrenz. Wenn er sein Prosastück über die ewige Stadt „Neuer römische Cicerone“ überschreibt, so kommt in diesem Titel nur die Ironie zum Vorschein, mit der das Ganze gesättigt ist. Ihr Komplement ist die Verklärung, in welcher die Stadtlandschaften erscheinen: die Stazioni Termini, der Londoner „Zauberwald der roten Autobusse“, Amsterdam „Im Spiegel der Grachten“, der Schauplatz der Corrida vor den Toren Madrids, ja, auch die Türme Moskaus. Die langen Perioden des Schriftstellers tauchen das, was er sieht, in eine Aura, er wird zum Rhapsoden, der seinen Gegenstand entrückt, nicht in ein Blendwerk, nicht in den schäbigen Zauberglanz des Plakats, sondern in seine menschliche Wirklichkeit. Der Leser sieht sich entrückt in die Wahrheit der Ferne, jene Wahrheit,

die überall zutage tritt, und an der er selber bei seinem Rombesuch, auf seiner Spanien-tour vorbeigegangen ist. Wer viel gereist ist, wird diese Berichte nicht ohne Beschämung lesen können. Er ermißt an ihnen, was er immerzu versäumt. Nicht immer ist es heiter. Koeppens helllichtige Unbefangtheit läßt sich nicht täuschen. Die dunklen Seiten des heutigen Spanien, die der Ferienreisende, geflissentlich oder geblendet, übersieht, rückt sie mit aller Schärfe in den Blick. Aber die Schärfe dieser Darstellungen hat nichts als den Mut mit derjenigen gemein, die wir aus der amerikanischen Schule hartgesottenen Reportertums kennen. Ihr Grund ist Liebe. Koeppen ist ein idealer Reisender, weil er die Länder, deren Glück und Elend er beschreibt, liebhat. Der Pilgrim solchen Schlages, der ohne Plan und reservierte Zimmer reist, ist im Aussterben, was immer die Statistiken des Tourismus sagen. Ihn umweht das Aroma jener Abenteuer, die der reisende Gentleman des vergangenen Jahrhunderts kannte. Koeppen weiß es und gesteht's, halb wehmütig, halb ironisch, ein: „Mit den Planken des Bootes hat man englischen Boden und das neunzehnte Jahrhundert betreten. Man hält den Kapitän für Joseph Conrad und die Stewardess für die Queen Victoria . . . So gewährte mir Fortuna, mit drei fröhlichen, rosigen Briten zu frühstücken. Die Zeremonie nahm mich sehr für das Königreich ein . . . Ich war bei Dickens eingeladen.“ Gleichwohl dürfte das Stück über London nicht das beste in diesem Band sein. Es fehlt die Reibung. Was in dem vornehmen, bürgerlichen Schriftsteller Koeppen steckt, erweist sich dort, wo ihm die fremde Zukunft begegnet, wo es von dem neuen Koloß des Ostens handelt. Er fühlt sich nicht heimisch, viel gibt es, was ihn bedrückt, was ihn traurig stimmt, wogegen er sich verwahrt – liebenswürdig, eher im Ton des „understatement“ als in dem der Heftigkeit, aber deutlich und genau. Es ist nicht der Protest eines abendländischen Ideologen, es ist der Schmerz eines freien Mannes, der viel von den Leiden dieser Epoche weiß. Er hat ein großes

Gedächtnis, das in das verschwundene Europa tief zurückreicht. Aber noch seltener ist sein Vermögen, nach der Zukunft des Erdteils zu fragen. Ahnung und Gedächtnis: erst wo ein Bewußtsein beider mächtig ist, erschließt sich ihm die Gegenwart. Reisebeschreibungen wie diesen hat die deutsche Literatur nicht viel an die Seite zu stellen. Man muß schon zu Einzelgängern wie Forster, Chamisso und Fallmerayer zurückgehen, um Ebenbürtiges zu finden. Wolfgang Koeppens empfindsame Reisen wären ohne die Klugheit und Großzügigkeit eines deutschen Senders nicht möglich gewesen, der ihn in die fernen Länder entboten hat. Der geschmähte Apparat der Kulturindustrie hat hier eine Sache gefördert, die ihm die wenigsten zutrauen möchten. Wenn er uns künftig vielleicht einen Wunsch erfüllen will, so sende er Wolfgang Koeppen auf eine Reise nach Köln und Kempten, damit unsere Kinder einmal in einer empfindsamen Reise durch die Bundesrepublik von des Autors Hand werden nachlesen können, wie es dazumal bei uns wirklich gewesen ist.

Stranda Hans Magnus Enzensberger

WEG EINES REVOLUTIONÄRS

Gustav Regler: Das Ohr des Malchus.
Kiepenbeuer & Witsch Verlag, Köln 1958.
728 Seiten. 18,50 DM

Die zwanziger und dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts sind geschichtswürdig geworden. Ein Vorgang, der nicht frei von Ironie ist, denn gerade diese Zeit war es, die sich neu und ahistorisch fühlte, im Zustand des Aufbruchs und der „Menschheitsdämmerung“. „Fort mit dem Popanz Geschichte“ wurde das Losungswort einer Generation, die zu früh und in bewußtloser Freiwilligkeit in den Krieg geriet, dem sie – späte Erbin des Idealismus – nicht gewachsen war. Der Krieg machte sie nicht zu Realisten, vielmehr schlug ihre Begeisterung

nur um. Aus der Liebe zum Vaterland wurde die Liebe zur Menschheit. Mit diesem Enthusiasmus versuchten sie Revolution zu machen, liefen sie Sturm gegen die alten Vatergottheiten, gegen die Götzen der Obrigkeit. Es gebrach den Initiatoren der Revolution nicht an religiösem Schwung, davon besaßen sie mehr als genug. Was ihnen fehlte war die Erfahrung, die Einsicht in die revolutionäre Praxis. So hieß ihr Glaubensbekenntnis: der Mensch ist gut, und ihren Sozialismus und Kommunismus orientierten sie an einem romantisch empfundenen Urchristentum, nicht aber an den Lehren Bakunins, Trotzki und Lenins. Weil sie Begeisterte waren, ekstatische Verkünder einer neuen Menschenwelt, verloren sie ihre Revolution, wurden sie Heimatlose und für die Kirche des Dritten Roms Häretiker: Verurteilte oder Geopferte. Überflüssig, zu sagen, daß das Schicksal dieser Revolutionäre ein typisch deutsches ist, stellvertretend für das Geschick der gesamten Intelligenz in diesem Land. Wer daran zweifelt, vergleiche die russische Oktober-Revolution mit den Vorgängen in München und Berlin. Soviel als Vorbe-merkung zu dem Buch von Gustav Regler „Das Ohr des Malchus“.

Es handelt sich um die Lebensgeschichte des Autors, der den eben skizzierten Weg der deutschen Revolutionäre ging und der in diesem Bericht die Stationen einer großen Hoffnung beschreibt, die von den politischen Realitäten zerschlagen wurde. Was an diesem Buch fesselt, sind nicht die Erkenntnisse und Einsichten, sondern ist die Dokumentation eines Lebens, das weniger unter dem Gesetz des Denkens als des Glaubens stand und heute noch steht. So scheint es tief bezeichnend, daß Regler, den gerade sein Schicksal und die Art, wie er es ertrug und bewältigte, zu einer verehrungswürdigen Gestalt macht, nicht zu der Einsicht kommt, daß die Voraussetzungen seiner politischen und revolutionären Laufbahn den Verhältnissen nicht angemessen waren, sondern in seinem Buch Anklage gegen die K.P. erhebt.

Über den Verrat der Partei an ihren Gläubigen ist viel geschrieben worden. Meist aber ging es nur darum, die Schuld der einen oder anderen Seite nachzuweisen. Notwendig wäre jedoch, zu zeigen – und m. W. hat das bisher nur Merleau-Ponty getan –, daß dieser Konflikt von historischer Zwangsläufigkeit ist, denn revolutionäre Bewegungen, die zu festen Organisationen werden, dogmatisieren sich – auch ihren revolutionären Radikalismus. Mit anderen Worten: jede permanent und konstitutiv aufgefaßte Revolution ist eine Fiktion, die nur durch immer wiederholte Reinigungsprozesse im Innern aufrechterhalten werden kann. So erklärt sich auch der Zusammenstoß zwischen Individuum und Partei, er ist gesetzmäßig und steht daher außerhalb aller moralischen Erörterung. Das, scheint mir, hat Gustav Regler nicht begriffen – der individuelle Ursprung seiner revolutionären Existenz, der Protest, verstellt ihm diese Einsicht.

Was übrigens nicht ausschließt, daß vieles, was der Verfasser über die organisierte Revolution sagt, über den Typ des Funktionärs und Apparatschiks zutrifft. Aber auch hier zielt die Kritik mehr auf das Privat-Menschliche als auf das Politische und Weltanschauliche. Reglers Buch ist seiner ganzen Tendenz nach privat, es erzählt die Geschichte seines Lebens und seines Irrtums, es ist seine Absage und sein Bekenntnis. Die alten Götter werden verlassen, ohne daß die neuen sichtbar würden, es sei denn, man nehme die persönlichsten Partien des ganzen Buches, die Geschichte der Liebe zu Alice Vogeler, Reglers Frau, als Symbol eines Göttlichen, dem der Mensch allein hier auf Erden sich unterwerfen darf: die große, über den Tod hinausreichende Liebe. Diese Stellen ergreifen durch ihre selbstverständliche Humanität, sie bilden die heile Gegenwart zu der unheilvollen der Politik. Aber schließlich schrieb Regler seine Lebensgeschichte nicht nur in menschlicher, sondern auch politischer Absicht, und unter diesem Gesichtspunkt hätte man sich das Private weniger breit gewünscht. Wäre

die Person Reglers nicht integer, so könnte man annehmen, er habe ein wenig mit der Sentimentalität des Unpolitischen spekuliert, denn gerade für diesen bietet das Buch viel Anziehendes: sei es nun die Schilderung der Revolution in München, sei es der spanische Bürgerkrieg, den Regler bei der Internationalen Brigade mitgemacht hat, oder der Bericht über das Konzentrationslager in Südfrankreich. Es wäre über „Das Ohr des Malchus“ noch eine Menge Kritisches zu sagen; wenn das hier nicht geschieht, so deshalb, weil uns die Person des Autors dafür bürgt, daß die zu bemängelnden Schwächen des Buches nicht Absicht, nicht aktuelle Tendenz sind, sondern in der Existenz Reglers liegen. Revolutionäre aus romantischem Protest sind antiquierte Erscheinungen, doch liebt man sie, diese „Maschinenstürmer“, gerade weil ihr Tun ohne Erfolg und ohne Hoffnung ist.

Hamburg

Franz Schonauer

ÖSTERREICHISCHER EPILOG

Alfons von Czibulka: *Der Tanz ums Leben*. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh 1958. 232 Seiten. 7.50 DM

Alfons von Czibulka, der am 28. Juni siebzig Jahre wurde, gehört zu jenen in der franzisko-josefinischen Zeit verwurzelten Österreichern, deren schlummerndes Talent erst durch den Zusammenbruch der Donaumonarchie entbunden wurde. Seit vierzig Jahren lebt er jetzt in München und hat sich mit einer langen Reihe von Romanen und Erzählungen des historischen Genres zu einer wohltonenden, liebenswerten Stimme seiner Generation, seiner Zeit und seines Standes gemacht. Der Band „Der Tanz ums Leben“ enthält zwei Dutzend kürzere Geschichten, die im Laufe von rund dreißig Jahren entstanden sind, unter sich aber so homogen wirken, daß ihre spezielle

Datierung fast überflüssig erscheint. Für Czibulkas präentionslose Kunst, die gleichwohl ein beträchtliches Maß natürlichen Formgefühls erreicht, „nach oben“ nicht vorprescht, „nach unten“ aber ebenso wenig ausgleitet, gelten alle die Begriffe nicht recht, mit denen in der Regel bei uns Literaturkritik gehandhabt wird. Gewiß kann man sagen: die historisierende Geschichte, Novelle, Anekdote, wie sie hier geübt wird, sei ein veraltetes Genre, nur noch zu erzählerischer Konversation tauglich. Vielleicht ist es sogar wirklich nur „Konversation“, was dieser Erzähler betreibt; auch darin aber gibt es Stümper und Meister. Czibulka hat die historische Erzählung nicht mit pseudowissenschaftlichem Studieneifer belastet. Was er erzählt, kommt scheinbar mühelos heraus, scheint ihm einfach aus Schule, Gesellschaft und Leben zugewachsen und hält sich doch mit einem sicheren Takt im Rahmen dessen, was möglich und wirklich ist. Zweifellos hat ihm die Stetigkeit einer in etlichen Jahrhunderten kaum wesentlich veränderten Gesellschaft hier heimliche Hilfestellung geleistet. In der Donaumonarchie herrschten Barock- und Rokokoverhältnisse in gewisser Weise noch bis 1918, bis zu ihrem Zusammenbruch. Es fügt sich daher ganz natürlich, daß dieser Erzähler immer wieder seine Stoffe im achtzehnten oder siebzehnten Jahrhundert findet, ihre Behandlungsart und auch die in Anwendung gebrachte „Psychologie“ jedoch ganz naiv der eigenen Zeit, der eignen Welt, dem eignen Erbe entnehmen durfte. Derlei wäre unter andern Bedingungen eine Quelle endloser Mißverständnisse; im altösterreichischen Milieu scheint es natürlich und berechtigt.

Gerade die kurze Geschichte ist sonst bei uns eine Kategorie, an der jüngere und ältere Autoren das Scheitern einüben. Zweifellos lassen sich die Muster, nach denen Czibulka arbeitete, auch nicht vervielfältigen; es bleibt aber doch erstaunlich, mit welcher Selbstverständlichkeit und mit welchem natürlichen Charme er diese schwierige Gattung meistert, ohne daß man ihm be-

sondere Kunstgriffe oder ungewöhnliche Einfälle nachweisen könnte. Die Mehrzahl der kleinen Geschichten lehnen sich aufs engste an anekdotische Fakten historischer Persönlichkeiten an. Kaunitz und Friedrich der Große, Maria Theresia und Prinz Eugen treten ebenso ungeniert in ihnen auf, wie irgendein Obrist Caraffa oder ein Abt Tobias, deren Leben sich nur durch ein einziges „unerhörtes“ Ereignis mit der Weltgeschichte verflochten hat. Dabei variiert der Erzähler die Tonarten auf mannigfaltige Weise im klassischen Rahmen von Dur und Moll, wie auch noch innerhalb dieser elementaren Stimmungskreise. Er kann hochgradig ausgelassen sein, und es können ihn die schwarzen Schatten der Schwermut trüben, beides jedoch immer im festgesetzten Maß, wie es sich mit einem in langen Zeiten fleischgewordenen Sitten- und Gefühlskanon vereint. So schwingt gleichsam ein später Mozartklang in der Erzählkunst dieses böhmischen Altösterreichers nach, der ein Generationsgenosse und sogar auch ein Landsmann der Kafka, Broch, Werfel, Musil ist, aber durch eine ganze Welt von allem, was „moderne“ Erzählkunst heißt, getrennt bleibt. Der Epilog auf das alte Österreich ist fraglos nicht einer einzelnen Stimme anvertraut; er wird bei jenen eben genannten Riesen der modernen Epik als Echo und Widerklang zu hören sein, wie er unmittelbar im Gedicht Trakls und Hofmannsthals aufklingt. Der Kreis derer, die hier ein verklärendes Wort des Nachrufs zu sagen haben, wird jedoch auch den Verfasser des Romans „*Der Kerzelmacher von Sankt Stephan*“ oder der Erzählungen des zum siebzigsten Geburtstag erschienenen Bandes „*Der Tanz ums Leben*“ einbeziehen müssen. Kunst ist, was mit sich selbst in Übereinstimmung steht; wenn derlei richtig sein sollte, dann ist seinerzeit, als der Dragoneroffizier Czibulka die Uniform ablegte, durch ein großes Unglück der Geschichte ein achtenswertes Talent geschichtlicher Erzählkunst freigesetzt worden.

Berlin

Johann Siering

ANALYSE DES GEDENKENS

Friedrich Georg Jünger: Gedächtnis und Erinnerung. *Vittorio Klostermann, Frankfurt/M. 1957. 160 Seiten. 9,80 DM*

Arbeiten wie diese sind selten geworden. Sie setzen einen Autor voraus, der sich im Bewußtsein geistiger Zusammenhänge und in lebendiger Beziehung zu den Quellen unserer Bildung der Aktualität entzieht, um seinen Beitrag zur Gegenwart auf eine behutsame und von fern treffende Weise zu leisten. Sie fordern andererseits einen Leser, der Lust hat an alten Problemen und an ihrer abstrakten Bewältigung. Das Gefühl für die Schönheit der Abstraktion ist ja verlorengegangen. Welch ungeheure Kraft in den Begriffen wohnt, wissen die wenigsten. Es ist also „kein naheliegendes Geschäft“, über Gedächtnis und Erinnerung nachzudenken. Aber gerade das begründet die Anziehungskraft dieses Buches. Es befreit uns, indem es uns auf ein Menschliches außerhalb aller Zeitproblematik hinführt. Es gleicht einer Frucht, die weder die Not gesät hat noch die Armut ernten wird.

Unser Sprachgebrauch deutet den Unterschied zwischen Gedächtnis und Erinnerung an, aber er führt ihn nicht durch. Dieser Unterschied besteht nach Jünger darin, daß im Gedächtnis, im „Denken des Gedachten“, äußere Beziehungen im Inneren verwahrt werden, während im Erinnerten meine innere Zeit und mein innerer Ort mitenthalten sind. Es leuchtet ein, daß Inhalte des Gedächtnisses erlernt werden können, ja erlernt werden müssen, daß man aber niemandem Erinnerungen beizubringen vermag. Der Unterrichtsstoff ist ein Gegenstand des Gedächtnisses, aber der Lehrer, sein Wesen und seine Art, die Schüler zu behandeln, sind Erinnerungen. Meine damalige Lage, die für das Wiederdenken des damals erlernten archimedischen Prinzips oder der Beziehungen zwischen Kaiser und Papst im Mittelalter ganz gleichgültig ist, gehört unabtrennbar zur Erinnerung an jene Lehrer, die mich zuerst physikalische Lehrsätze oder

historische Beziehungen denken lehrten. „Nur wo meine eigene innere Zeit, mein eigener innerer Ort mit verwahrt sind, ist Erinnerung.“

Jedoch dieser Unterschied zwischen Gedächtnis und Erinnerung, der dem Buch den Namen gegeben hat, ist nur der Einstieg in die Problematik allen Gedenkens, das aus dem Vergessen aufsteigt, das seinerseits also verwahrt und Wiederkehr zuläßt. Ein schweigender, schwer zu umschreibender Kosmos taucht hier vor uns auf, ein unzugängliches Reich, aus dem uns immerfort etwas zukommt. Wie könnten wir auch nur einen Satz ohne im Vergessen verwahrte Worte sprechen! In diesem Reich herrscht Ordnung, in ihm verläuft die Grenze zwischen dem Gültigen und dem Gleichgültigen, so daß das Indifferente nicht wiederkehrt und aus dem verwahrenden Vergessen in die totale Vergessenheit absinkt. So zeigt sich – ohne sich zu erschließen – die Vergessenheit als eine Welt, die uns ohne Unterlaß und ohne Bemerken Verwahrtes zubringt und die nur im Ausbleiben einer gewünschten Wiederkehr überhaupt bewußt wird.

Ihren besonderen Charakter erhält diese Arbeit aber nicht nur durch die Analyse, sondern durch die Feinheit des Geistes, die sich an vielen Stellen offenbart. Das gilt besonders von dem Kapitel über den „Geruchssinn als Schlüssel des Erinnerns“. Die Lebenserfahrung des Autors im Umgang mit dem Geist tritt hervor und läßt fühlen, was Trost und was Trauer der Erkenntnis ist. So gewinnt dieses Buch immer mehr an Gewicht und berührt gegen Ende umfassende Fragen wie die nach der Sprache oder nach dem Verhältnis von Mensch und Tier. Erstaunlich ist, daß Jünger den Traum an keiner Stelle in Betracht gezogen hat.

Der Stil erstrebt eine gewisse Unpersönlichkeit: der Autor wünscht sich weder zu nennen noch seinen Leser anzureden. Die Bewegung der Gedanken soll sich zwischen ihnen wie ein Drittes vollziehen, so, als sprächen die Dinge selbst. Das führt zu

neutralen Wendungen wie: „Zu erwägen ist...“ oder „auszugehen ist davon“, die etwas lehrhaft wirken. Auch ließe sich einiges gegen die Wahl der Termini einwenden, die dem Leser das Eindringen nicht immer erleichtern. Allein, das ist eine Zweckmäßigkeitsfrage, die den Gehalt des Buches nicht berührt. Die Lust, dem jedem einzelnen Worte innewohnenden Gedanken zu folgen, ist häufig spürbar.

Obwohl Jünger sich sehr theoretisch gibt, kann er nicht verbergen, daß diese Arbeit nicht nur dem Denken, sondern ebensosehr der lebendigen Erfahrung und dem Verhältnis des Autors zu seinem eigenen gelebten Leben entsprungen ist. Nicht die Schärfe der Analyse, sondern die Tiefe des Blicks bezeichnen die Höhepunkte, und zwar durchaus zum Vorteil des Buches.

Stuttgart

Jürgen Rausch

INTERESSANTE EINZELHEITEN

Margarete Buber-Neumann: Von Potsdam nach Moskau. Stationen eines Irrweges. *Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1957, 478 Seiten, 16,80 DM*

„Ich habe versucht, diesen Weg aufzuzeigen, als ein Beispiel unter vielen. Die Schlußfolgerungen daraus zu ziehen, muß dem Leser überlassen bleiben“. Das Sichabscheiden, das sich in diesen Schlußworten von Margarete Buber-Neumann ausdrückt, steht in direktem Widerspruch zu dem recht entschieden urteilenden, die Schlußfolgerungen nicht dem Leser überlassenden, sondern sie vorwegnehmenden Untertitel des Buches: „Stationen eines Irrweges“. Die Schlußworte sind dem Buch angemessener als der anspruchsvolle Untertitel. Stationen eines Irrweges – das setzt voraus, daß an irgendeiner Stelle der Versuch gemacht wird, sich über den Weg, den man gegangen ist, klarzuwerden, die Gründe erkennen zu lassen, warum man sich an der einen Stelle so, an der andern anders entschieden hat, und vor allem warum diese

Entscheidungen richtig oder warum sie irrig waren. Davon ist in dem Buch keine Spur. Das Bedauern darüber, daß alles so unglücklich verlaufen ist, das Entsetzen über die Unmenschlichkeit eines diktatorialen Systems, über die Abscheulichkeit mancher Charaktere – sie berechtigen noch nicht, von einem Irrweg zu sprechen. Die Verfasserin hat in den entscheidenden Jahren vor der nationalsozialistischen Machtergreifung mit den für die Politik der Kommunistischen Partei in Deutschland maßgebenden Leuten zusammen gearbeitet und zusammen gelebt. Man könnte also von ihr Aufklärung darüber erwarten, wie es kommen konnte, daß die Führung dieser Partei wider ihr besseres Wissen eine für die Arbeiterschaft so unheilvolle, für sie selbst eindeutig selbstmörderische Politik machte. Die von der Autorin angeführten Gründe (wirtschaftliche Abhängigkeit jedes einzelnen Spitzenfunktionärs von Moskau, organisatorische Ausrichtung der Komintern auf die russische Innenpolitik) sind altbekannt, man hätte sich von ihr aber eine zusätzliche Aufklärung über das, was damals in den einzelnen Exponenten der kommunistischen Katastrophopolitik vorging, erhofft. Was diese später, als die Parteilinie sich änderte, als „Selbstkritik“ dazu äußerten, ist kaum aufschlußreich, aber was Frau Buber-Neumann uns mitteilt, ist auch nur recht beiläufig. Frau Buber-Neumann war besonders eng mit Leuten verbunden – und zwar zu einer Zeit, als die Auseinandersetzung über den Weg, den die sowjetische Politik nehmen würde, noch im Gang war –, die für Stalin und seine politische Richtung eintraten. Es hätte sicher eine Bereicherung der politischen Literatur bedeutet, wenn sie uns deutlich zu machen versucht hätte, was diese Leute so entschieden an die Seite Stalins geführt hat. Gelegentlich spricht sie einmal von „den jungen Bolschewisten, die alle überzeugte Anhänger Stalins waren“. Irgendwie muß also auch die Generationsfrage eine Rolle gespielt haben, aber das allein kann es ja nicht gewesen sein. Hier wird die politische Farblosigkeit des Buches besonders empfindlich. Denn ein

Bericht über das Leben, das man in einem bestimmten politischen Kreis geführt hat und mit dem man nach üblen Erfahrungen, die man gemacht hat, nichts mehr zu tun haben will, ein solcher Bericht kann doch wohl kaum als Darstellung eines Weges, und zwar eines politischen Weges („Stationen eines Irrweges“) angesehen werden.

So wenig wie eine Analyse der Politik unternommen wird, in deren Umkreis sich die Verfasserin aktiv und passiv bewegte, so wenig wird versucht, ein vertieftes und umfassendes Bild der diese Politik Bestimmenden oder Ausführenden zu geben. Es werden zahllose interessante Einzelheiten etwa über Heinz Neumann (oder Willi Münzenberg) mitgeteilt, aber das, was die Richtung ihrer politischen Aktivität bestimmte, bleibt außerhalb der Aussage. Gelegentlich läßt die Verfasserin Bemerkungen fallen wie: „Erst im Laufe des Zusammenlebens mit Heinz wurde mir klar, daß ... die innerparteilichen Auseinandersetzungen in der KPD weitgehend durch die fraktionellen Kämpfe in Sowjetrußland ausgelöst wurden“ oder: „Heinz ... unterließ es mit ziemlicher Konsequenz, mich in fraktionelle Vorgänge einzuweihen, ja sogar, mir kritische Gedankengänge mitzuteilen.“ Enthalten diese Bemerkungen vielleicht die Begründung für das merkwürdige Manko des angeblich politischen Buches? Diese politisch doch recht eingespannte Frau scheint mehr durch halbpolitische Ressentiments – menschlich durchaus ehrenwert! – bestimmt gewesen zu sein als durch politische Einblicke und Überlegungen, und ein Politiker wie Heinz Neumann hat das wohl in seinem Verhalten berücksichtigt. Der Leser des Buches hat nun den Nachteil: statt einen wirklichen politischen „Weg von Potsdam nach Moskau“ kennenzulernen, erfährt er menschliche Details, die sicher auch sehr wissenswert sind, die manches interessante Licht auf diese oder jene Persönlichkeit, dieses oder jenes Ereignis werfen, die aber alles in allem nicht das halten, was Titel und Untertitel versprechen.

Mainz

Walter Heist

KUNST UND POLITIK

Richard Strauß / Stefan Zweig. Briefwechsel.
Hg. von Willi Schub. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1957. 180 Seiten. 14,80 DM

Dieser schmale Band beansprucht nicht in erster Linie deshalb Interesse, weil er rein biographisch und werkgeschichtlich die Lücke zwischen den beiden schon früher veröffentlichten Briefwechseln Strauß, mit Hofmannsthal und Joseph Gregor schließt, auch nicht, weil das „Werkstattgespräch“ auch hier wieder ungewöhnlich reizvoll mitzuerleben ist und in zahlreichen Schlaglichtern Aufschluß über die künstlerischen Standpunkte der beiden Briefschreiber gibt. Er ist deshalb so wichtig, weil hier einmal die sofortige Reaktion zweier bedeutender Vertreter deutschen Geisteslebens auf die nationalsozialistische Machtergreifung, von deren Folgen auch gerade ihre Stellung zueinander entscheidend getroffen wurde, in privaten brieflichen Äußerungen zutage tritt. Mag ohne weiteres einleuchten, daß der jüdische Dichter auf Grund seines unmittelbaren Betroffenseins durch die Ereignisse ihre Folgen schwere viel klarer erkannte, und zwingt schon die Gefäßtheit und Zurückhaltung, mit denen er ihnen hier begegnet, zu hoher Bewunderung, so ist die neue Haltung, die er nun notgedrungen auch Strauß gegenüber einnehmen muß, ein Beispiel vollendeter Selbstlosigkeit. Dem Komponisten seit jeher in aufrichtiger Verehrung zugetan, bricht er sein Verhältnis zu ihm nun nicht kurzerhand ab, obwohl er die Unmöglichkeit, es in der Öffentlichkeit fortzusetzen, schon bald genau erkennt, sondern er wird nicht müde, ihm immer weiter Entwürfe für neue Opernbücher auszuarbeiten und sie ausführlich mit ihm zu diskutieren, und das stets mit dem Hinweis auf andere Schriftsteller, die er ihm vorschlägt, damit sie sie statt seiner endgültig ausführen. Ja, mehr noch: so und so oft erklärt er seine ehrliche Bereitwilligkeit, weiterhin anonym und unentgeltlich mit diesen anderen Schriftstellern an der Gestaltung der Libretti zusammenzuwirken:

„Wichtig ist einzig, daß das Schöpferische in Ihnen den stärkstmöglichen Anlaß zur Entfaltung findet.“

Im Gegensatz zu diesem Ausmaß hochherzigen Verständnisses kann Strauß' Haltung nur Erstaunen, wenn nicht Widerwillen hervorrufen: kein Wort auch nur der Distanzierung von den einschneidenden Vorkommnissen läßt sich finden, auch – was fast schwerer wiegt – kein Wort echten Verständnisses für die aussichtslose Lage des so lebhaft begrüßten neuen Mitarbeiters, den nach Hofmannsthals Tod noch einmal zu finden fast unmöglich schien. Zum Ausdruck kommt neben einem fast opportunistischen Hinnehmen der Geschehnisse und nachgerade kindlicher, wenn nicht absichtlicher Verkenning ihrer eigentlichen Bedeutung nur die grenzenlose Ichbezogenheit des Komponisten Strauß, der als ausschließlicher Opernschöpfer auf gute Textbücher angewiesen war und sich solche nur von Zweig versprechen zu können glaubte. Wer will, mag das mit dem unbezwinglichen und auch hier überwältigend bekundeten Schaffensdrang Strauß' nicht nur erklären, sondern auch entschuldigen und sein Wort vom 21. 5. 35: „Für uns gibt es nur ein Gebot: Gutes schaffen!“ als Rechtfertigung für seine Gesamthaltung nehmen. Weil er sich ohne Zweigs Mitarbeit, die Goebbels auch weiterhin zu tolerieren sich strikt geweigert hatte, hoffnungsloser Untätigkeit ausgeliefert sah, klammerte er sich an den Gedanken, weitere Zweigsche Libretti zunächst in völliger Verschwiegenheit zu komponieren und die fertigen Werke dann zurückzuhalten, bis die Verhältnisse gestatten würden, mit ihnen an die Öffentlichkeit zu treten. Zweigs äußerst sympathischen Einwand, derlei Heimlichkeit sei unter seinem – Strauß' – Rang, tut er kurzerhand mit den Worten ab: „Das ist nicht unwürdig, sondern nur klug!“ und bemüht sich mit wahrer Verbissenheit, seinen Willen bei Zweig durchzusetzen.

An der Peinlichkeit der so gezeigten Haltung können auch einige im Anhang mitgeteilte private Aufzeichnungen des Komponisten kaum etwas ändern, deren eine „für Regie-

rungsstellen bestimmt“ gewesen sei und in denen er doch wenigstens manchmal die Kritik laut werden läßt, die man grundsätzlich von ihm erwartet hätte. Immerhin sei dem Herausgeber für diese Mitteilung ausdrücklich gedankt, wie auch für die zahlreichen erklärenden Anmerkungen, die er den Briefen hinzufügte.

Berlin

Günther Baum

LEBEN EINES KÖNIGS

Bernard Fay: Ludwig XVI. oder Das Ende einer Welt. *Verlag Georg D. W. Callwey, München 1956. 492 Seiten. 19.50 DM*

Die Entdeckung, daß Washington und Franklin, denen der Verfasser zwei Bücher widmete, eine Vorliebe für Ludwig XVI. hatten, und die Erschließung neuer Quellen regten Bernard Fay, den ehemaligen Direktor der Pariser Nationalbibliothek, zu einer Biographie des bisher von der Historie recht ungünstig beurteilten französischen Königs an. Mit Sorgfalt, Teilnahme und sensibler Einfühlung zeichnete Fay das Bild eines Königs, der seine Verantwortung „heilig“ ernst nahm, denn „er diente Gott zu einer Zeit, in der der Teufel großen Zulauf hatte, der nicht elegant und ohne Glanz, jedoch reich an Kenntnissen, intelligent, vernünftig und sehr gewissenhaft war, voller Güte, Selbstlosigkeit und reiner Menschlichkeit“.

Nach einer durch Krankheit und Freudlosigkeit beschatteten Kindheit mit 19 Jahren König geworden, gelingt es ihm, im Verein mit seinem Außenminister Vergennes, durch eine kluge und entschlossene Außenpolitik das unter seinem Vorgänger gesunkene Ansehen Frankreichs bedeutend zu heben. In der inneren Politik scheitert trotz beachtlicher Einzelerfolge die notwendige Reform an Haupt und Gliedern. Sie scheitert vor allem am Widerstand des Adels und des Klerus, die sich weigern, auf ihre noch aus dem Mittelalter stammenden feudalen Privilegien zu verzichten. Freilich steht auch der

König nicht entschlossen genug hinter dem Reformplan seines Finanzministers Turgot zu Beginn seiner Regierungszeit. Das Bündnis mit der Aufklärung, das der Absolutismus in anderen Staaten (Preußen, Österreich) erfolgreich eingegangen war, lag im Grunde nicht auf seiner Linie. Die Achtung vor der Tradition teilt sein Biograph mit ihm und unterschätzt dabei offensichtlich den Zündstoff, der in der rückständigen politischen Struktur des Königreiches lag. Trotz den Bemühungen Fays um eine positive Darstellung wird deutlich, daß der König in der Innenpolitik „unter seinem eigenen Format blieb“ (Gaxotte). Inkonsequenz, Nachgiebigkeit und mangelnde Härte sind nicht zu übersehen. Zweifellos war er den ungeheuren Aufgaben seiner Zeit nicht gewachsen, jedoch bleibt es fraglich, ob ein Größerer an seiner Stelle nicht auch gescheitert wäre. Aber er verstand zu sterben, königlich vor den Menschen und demütig vor Gott.

Die Verbindung von gründlicher Sachkenntnis und schriftstellerischem Können bei diesem Autor macht die Lektüre seines Buches zu einem Genuß. Die Gestaltung des Stoffes ist sicher und überlegen, er schreibt flüssig, elegant und geistreich, liebt präzise, pointierte, jedoch niemals laute Formulierungen und Akzente. Wie ein breiter Teppich rollt sich diese Geschichte auf, ein Teppich, in dem alle Farben nuanciert aufeinander abgestimmt sind. Privates und Weltgeschichtliches ist miteinander verschlungen. Manchmal allerdings verwischt die an sich höchst reizvolle Schilderung des Menschlich-Allzumenschlichen die Deutlichkeit der sachlichen Zusammenhänge und Fakten.

In innerem Zusammenhang mit der ausgeprägten Vorliebe des Biographen für das Frankreich des ancien régime steht seine Auffassung über die Entstehung der Revolution. Fay nimmt die „Komplott-These“ A. Cochins wieder auf, wonach die Revolution das planmäßig organisierte Werk literarischer Klubs und Geheimgesellschaften war. Vor allem die Freimaurer waren es, nach Fay, die mit ihrer straffen Organisation über das Land ein Netz von Logen gebreitet

hatten, in denen sich auf dem Boden philanthropischer, freigeistiger und liberaler Ideen politische Verschwörungen bildeten. Der bekannteste Klub war die „Gesellschaft der Dreißig“, zu deren Mitgliedern eine Reihe der berühmtesten Persönlichkeiten aus den Anfängen der Revolution wie Target, Condorcet, Mirabeau, Lafayette, Talleyrand u. a. zählten. Der Anteil dieser Geheimgesellschaften, denen ein großer Teil der Geistlichkeit, des Adels und des nach politischem Einfluß strebenden gebildeten Bürgertums angehörten, an Planung, Auslösung und Lenkung der Revolution wird von Fay genau untersucht und scharf herausgestellt. Großen Wert legt er bei seiner Darstellung auf die moralische Verkommenheit und intellektuelle Zersetzung der Elite, die verblendet und verantwortungslos den Boden zerstörte, auf dem sie stand, und ihren eigenen Untergang vorbereitete. Obwohl Fay wertvolles Beweismaterial für seine These vorlegt, kann er in dieser Einseitigkeit nicht überzeugen. Dazu war das Ereignis zu säkular. Seine eindeutige Ablehnung der Revolution läßt ihn den unendlich vielschichtigen Prozeß vereinfachen. Daher vermißt man sowohl eine deutliche Darlegung der sachlichen, in der politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und sozialen Struktur des alten Königreiches begründeten Voraussetzungen und Ursachen der Revolution, wie auch eine Erhellung der ideen- und geistesgeschichtlichen Strömungen des Jahrhunderts, die in die Revolution mündeten. Vor allem hätten die Diskussionen um eine Verfassung (Montesquieu, Rousseau) größere Beachtung verdient. Den „modernen“ Ideen begegnet der Verfasser höchstens mit Ironie. Ein Ereignis wie die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte wird nur am Rande erwähnt. Das mag zur Charakterisierung des Fayschen Standpunktes genügen. Dabei darf nicht übersehen werden, daß er nicht eine Geschichte der Französischen Revolution schreiben wollte, sondern das Leben des Königs Ludwigs XVI. Und das ist ihm in schönster Weise geglückt.

Bremen

Marleen Schmeißer

IM BAUCHE DES LEVIATHAN

Gleb Struwe: Geschichte der Sowjetliteratur. Isar-Verlag, München 1957. 559 Seiten. 38.— DM

Der totale Staat ist der Leviathan, von dem es im Buche Hiob heißt: „Kannst du den Leviathan ziehen mit dem Hamen und seine Zunge mit einer Schnur fassen?“

Wer dürfte protestieren oder aber es ableugnen, daß das Datum der russischen Oktoberrevolution von 1917 eines der markantesten in der Geschichte des heutigen Menschen ist? Die Rätsel des sowjetischen Denkens, die seitdem nicht aufgehört haben, uns alle vor und hinter dem Eisernen Vorhang zu beschäftigen, scheinen praktisch immer unlösbar zu werden. Dieser traurige und unheimliche Aspekt wird deutlich nicht nur in der großen Politik, sondern auch in den vier Dekaden literarischen Lebens, die Gleb Struwe uns in seiner „Geschichte der Sowjetliteratur“ vorstellt. Das aus umgreifenden Studien hervorgegangene Buch wurde zwar von einem sowjetischen Literaturforscher als eine „Verleumdung im wissenschaftlichen Gewand“ diffamiert, aber es dürfte wohl mit Recht behauptet werden können, daß gegenwärtig kein Wissenschaftler der Sowjetunion die Möglichkeit hätte, das disparate Material so zu entfalten, wie es im Westen mit seiner relativen Freiheit immerhin noch möglich ist. Ungescholten und unbestraft darf Struwe verfeimte Autoren nennen, Wertakzente setzen, die der Parteiquisition unerwünscht sind, und zu Folgerungen kommen, die auch dann beachtlich bleiben, wenn man sie nicht teilt. Der große Gewinn dieser dankenswerten Arbeit liegt darin, daß unvereinbar dünkende Details zusammenrücken, sich lagern und dadurch übersichtlicher oder einsichtiger werden. Die ausführliche Karte einer uns fast unbekannten Landschaft wird gezeichnet, und sie ist ein wertvolles Hilfsmittel, der Sphinx des Totalitarismus näherzukommen – was wir nicht fürchten sollten. Gleb Struwe ist 1898 in dem damaligen

St. Petersburg geboren, begann dort seine Studien, führte sie in Oxford weiter, lernte Frankreich und Deutschland kennen und lebte bis 1947 forschend und lehrend in England. Seitdem hat er die ordentliche Professur für slawische Sprachen und Literatur in Berkeley (Kalifornien) inne. Er gilt als einer der besten Kenner seines Fachs. Er gesteht offen, kein Kommunist oder dogmatischer Marxist zu sein, was ihn aber nicht hindert, mit einer im Osten verächtlich gewordenen Objektivität, mit einer Akribie, die Befangenheiten auflöst oder verbietet, den Versuch zu machen, eine Literatur noch als Literatur zu sehen. Aber zugleich weiß er: „Wenn man von der Literatur der Sowjetunion spricht, ist es selbstverständlich kaum möglich, sie von der politischen, sozialen oder wirtschaftlichen Problematik zu lösen. Selbst als Nichtmarxist wird man sich bis zu einem gewissen Grade dem marxistischen Standpunkt anschließen und die Literatur als ‚Überbau‘ betrachten müssen.“ Daher gab es für ihn trotz mancher Bedenken keinen anderen methodischen Weg, als chronologisch zu verfahren. In acht Zeitphasen wird die keineswegs undramatische Entwicklung der Sowjetliteratur parallel zur politischen Geschichte dargeboten.

In den ersten Jahren des Kriegskommunismus ist auch die russische Literatur noch nicht ausgeschlossen aus der literarischen und künstlerischen Problematik der turbulenten Umbruchszeit. Die bedeutenden Symbolisten Block und Bely leben und arbeiten noch neben den Heraufkommenden, die sich Futuristen, Akmeisten und Imaginisten nennen. Unter ihnen bemerkt man Majakowsky, Chlebnikow, Jessenin, bereits den jungen Boris Pasternak. Der Proletkult setzt ein. Der Todeskampf der Poesie beginnt sich abzuzeichnen, denn sie wird fortan gezwungen werden, „im Bauche des Leviathan“ zu leben. Dichter, Literaten und Kritiker werden, seltene Atempausen ausgenommen, zukünftig sich der Kontrolle einer totalitären Partei, die Staat, Nation und Imperium vertritt, unterwerfen müssen.

Ideologische Arbeit zeigt selten offensiven Charakter.

Die noch von Lenin inaugurierte „Neue ökonomische Politik“ erlaubt es, daß sich 1921-1924 eine revolutionäre Romantik ausleben darf. Gorcki, der Doyen der russischen Literatur, und Jewjени Samjatin (sein utopischer Roman „Wir“ von 1924 wird demnächst auch deutsch erscheinen) bringen die Gruppe der „Serapiensbrüder“ zusammen (nach E. T. A. Hoffmanns Einsiedler Serapion genannt). Doch gleichzeitig ist es die größte Sorge der Parteitribunen, die Infiltration des dialektischen Materialismus auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft zu beschleunigen. Kann die Geburt einer neuen Literatur befohlen werden? Da die Tatsache der Revolution fast von allen, die nicht emigrieren wollen oder es nicht mehr können, eindeutig bejaht wird, sind noch Varianten des literarischen Strebens möglich, die erst nach 1929 bei der deutlich einsetzenden Gleichschaltung der Literatur ihr Leben lassen müssen. Die nicht leicht errungene Hegemonie Stalins, für den die Schriftsteller nur „Ingenieure der menschlichen Seele“ sind, wirkt sich aus. Es kommt 1934 zum „Ersten Sowjetischen Schriftstellerkongreß“ in Moskau, auf dem der spätere Zuchtmeister der Literatur, Shdanow, erstmalig „das Zurückbleiben des Bewußtseins hinter der ökonomischen Entwicklung“ tadelt. Die Forderung nach einem „sozialistischen Realismus“ wird laut, mit dem die zahlreichen Windbrüche und Kahlschläge in der Literatur wiederaufgeforstet werden sollen. Erst als 1941 auch die Literatur in Kriegsdienste genommen wird, lockert sich etwas die bedrohliche Stagnation der dreißiger Jahre, in denen sich das Furioso der Reinigung abspielt. Die immer wieder notwendigen Kehrtwendungen in der Staatspolitik, der Zickzackkurs der Partei schon vor und nach dem Kriege auferlegen den Schriftstellern die absurde Pflicht, für die Sekunde zu schreiben, was zur Folge hat, daß sie ins Ephemere absinken. Da richtig ist, „was der Partei in einer bestimmten Epoche und unter den je-

weiligen Umständen nützt“, wird selbst der Marsch auf der Parteilinie ein Gang auf Glatteis. Aus solchem Notstand befreit kein „Tauwetter“.

Was bleibt anderes übrig als die gefährliche Frage, ob eine gelenkte Literatur überhaupt noch Literatur genannt werden darf? Auch aus dem Buch Struwes erweist sich, daß Dichtung „im Bauche des Leviathan“ um Leben und Atem ringt. Als bewundernswertes Beispiel darf Pasternak für alle die gelten, die mit ihm litten, die nach ihm noch leiden werden. Die im Osten geschmähte Freiheit des Schaffens ist gewiß ein gläsernes Glück. Wird der erbitterte Kampf zwischen den kommunistischen und kapitalistischen Ideologien es zerbrechen? Erinnern wir uns zunächst, zur Fahndung nach Wahrheit noch willig, der Hoffnung verschworen, der Gnade der Freiheit bedürftig, an das Xenion bei Goethe: „Fürchterlich bist du im Kampf, nur brauchst du etwas viel Wasser, / Aber versuch es einmal, Fisch! in den Lüften mit uns.“

München

Friedrich Podszus

SKEPTISCHE GENERATION?

Helmut Schelsky: Die skeptische Generation. Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf 1977. 527 Seiten. 26.— DM

Mit Recht (und auch wieder nicht) ist das Problem der gegenwärtigen Jugend (und was damit zusammenhängt) in aller Munde. Die Theoreme, die Postulate und Vermutungen wuchern. In solcher Situation wirkt die „Skeptische Generation“ von H. Schelsky wie eine Wohltat. Gegenstand dieser Untersuchungen ist die berufstätige Jugend zwischen 14 und 25 Jahren, weil nach Schelsky der junge Arbeiter und Angestellte und nicht der Oberschüler und Student die „strukturleitende und verhaltensprägende Figur dieser Jugendgeneration darzustellen scheint“. Die Untersuchung beschränkt sich auf die deutsche Jugend, obgleich eine „Jugend der industriellen Gesellschaft“ die Versuchung nahe-

legt, die Ergebnisse international zu verallgemeinern. Das Buch gliedert sich in drei Hauptabschnitte: Die Jugend in der modernen Gesellschaft, die Jugend in ihrer Umwelt und die Jugend und die sozialen Mächte.

Der eigentlichen Sachuntersuchung schickt Schelsky wissenschaftstheoretische Überlegungen voraus, in denen es darum geht, „Jugend“ als einen soziologischen Gegenstand zu konstituieren. „Jugend“ ist zwar kein soziales Gebilde; aber sie kann als eine „Verhaltensform angesehen werden“, die „in allen ihren Zuständen, leiblich, seelisch und geistig, sozial mitbestimmt ist und daher jeweils eine soziale Schicht hat“. Da die Jugendsoziologie für Schelsky eine Erfahrungswissenschaft ist, konzentriert sich der Autor auf die Gewinnung nachweisbarer Fakten; er stützt sich auf die Ergebnisse der Meinungsbefragung. Mit Hilfe der Statistik werden die Umrisse im typischen Verhalten der Jugendlichen herausgearbeitet.

Im Hinblick auf die letzten fünfzig Jahre unterscheidet Schelsky drei Entwicklungsphasen: 1. Die Generation der Jugendbewegung. 2. Die Generation der politischen Jugend. 3. Die deutsche Jugend im Jahrzehnt nach dem zweiten Weltkrieg. Für sie hat er „vorläufig die Bezeichnung ‚die skeptische Generation‘ gewählt“. Mit dieser Charakterisierung der Jugend ist Schelsky viel zurückhaltender, als es auf Anhieb der Fall zu sein scheint. Der Titel („vorläufig gewählt“) ist wirksam, aber nicht deutlich genug. Er erscheint im Text deswegen zu meist in Anführungszeichen. Darum sollte man auch weniger dieses Schlagwort als die Beschreibung, welche unter diesem Titel gegeben wird, ins Auge fassen. Schelsky beschreibt den „Skeptizismus“ der Jugend als einen „Konkretismus“ (Adorno), als eine Neigung zum „krassen Egoismus und Vulgärmaterialismus“ oder als „privatistisch“. „Damit hat sich das typisch jugendliche Suchen nach Verhaltenssicherheit in dieser Generation genau auf die sozialen Bereiche zurückgewendet, deren Anliegen einst von

der Generation der Jugendbewegung im gleichen Streben nach Verhaltenssicherheit als unjugendlich abgelehnt und verlassen worden waren: die eigene Familie, die Berufsausbildung und das berufliche Fortkommen, die Meisterung des Alltags.“

Hier wie auch an anderen Stellen zeigen sich die Grenzen einer Erfahrungswissenschaft, die es mit lebendigen Individuen zu tun hat. Zunächst heißt es, daß die Jugend nicht nach Ideen suche, weil „ihr die Bereitschaft, sie zu glauben, fehlt“. Wenige Seiten weiter wird die Meinung vertreten: „Hinter der kaltschnäuzig wirkenden skeptischen Weltklugheit steckt ein durchaus lebendiges Bedürfnis, das Substantielle und im normativen Sinne Verbindliche an den Dingen und den Menschen zu erkennen und ihm zu folgen, aber zugleich die tiefe Scheu, sich durch Phrasen, ja durch Worte überhaupt täuschen zu lassen.“ Kann man ein solches Verhalten noch als „Konkretismus“ oder als Egoismus auslegen? Sind Normen oder Ideen für den heutigen Typ des Jugendlichen verbindlich oder nicht? Im Zusammenhang dieses Themas eine belangvolle Frage. Der „Konkretismus“ hat zwei Seiten, sagt Schelsky. Man sieht, welche außergewöhnlichen Schwierigkeiten an einem solch differenzierten Gegenstande auftreten, zumal wenn er mit *einer* Methode erfaßt werden soll.

Natürlich ist sich auch Schelsky darüber im klaren. Das Buch muß demnach so gelesen werden, daß man die partiellen, methodisch isolierten Resultate ständig in einen größeren Zusammenhang rückt. So kann z. B. eine Jugendsoziologie als Grundlage der Jugendpädagogik verstanden werden; vor allem in diesem Sinne ist dies Buch überaus fruchtbar; denn wer sich in verantwortlicher Gesinnung mit Jugendfragen befaßt, wird sich vor „konstruktiven Plänen“ auf die Klärung der Grundbegriffe und auf eine sachliche Abschätzung dessen, was heute überhaupt möglich und deswegen sinnvoll ist, konzentrieren. Wenn (nach Schelsky) z. B. die Jugendlichen ihre Schule heute mehr als eine Stätte der Berufsausbildung

ansehen und demgemäß das persönliche Verhältnis vom Lehrer zum Schüler und von Schüler zu Schüler aus einer patriarchalischen oder freundschaftlichen Intimität in eine „distanzierende Objektivität“ hinübergewechselt ist, so werden die oft berufenen Bemühungen um eine sog. menschliche Begegnung in der Schule mit Recht illusorisch. Vielleicht liegt eben die Schuld bei den Erwachsenen, die mit falschen Erwartungen an die Jugendlichen herangehen. Nicht Jugend ist z. B. „jugendbewegt“.

Wenn einer Jugendpädagogik die Jugendsoziologie mit ihrem anstrengenden Geschäft der Tatsachenforschung und Begriffsklärung gleichsam vorgelagert sein kann, so stehen beide vor der umfassenderen Frage, wieweit überhaupt das Individuum von den gesellschaftlichen Zuständen bestimmt wird und bestimmt werden kann und ob vielleicht jede Erziehung gerade gegen die jeweiligen sozialen Verhältnisse wirken muß, um unter Umständen ein angestrebtes Gleichgewicht in Grenzen zu verwirklichen. Es ist noch nicht erwiesen, daß die Erziehung den sozialen Tendenzen nachgeben muß. Wo liegen die Grundkräfte? Dies eben ist die Grundfrage, vor der auch die Setzungen der Pädagogik immer wieder in die Aporie geraten.

Wuppertal

Heinrich Hahne

SOUVERÄNE BILANZ

Ernst Cassirer: Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit. Von Hegels Tod bis zur Gegenwart (1832-1932). *W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1957. 331 Seiten. 29.- DM*

Ernst Cassirer ist 1945 gestorben. Fünf Jahre danach erschien dieses Buch in einer amerikanischen Übersetzung, und nun liegt endlich auch seine deutsche Urfassung vor. Damit erhält Cassirers große Geschichte des Erkenntnisproblems endlich ihren Abschluß, fünfzig Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes (1906). Von den voraus-

gegangenen Bänden unterscheidet sich dieser letzte dadurch, daß von der Entwicklung des Erkenntnisproblems in der Philosophie nur noch am Rande die Rede ist: das Interesse des Verfassers ist ganz auf dessen Entwicklung in den Wissenschaften selbst, in Mathematik und Physik, in der Biologie, in der Geschichtsforschung gerichtet. Das mag merkwürdig erscheinen für eine Zeit, die nach dem Zerfall der großen Systeme die Wiedergeburt der Philosophie zunächst und vor allem als Erkenntnistheorie erlebte. Trotzdem ist Cassirer im Recht, wenn er seine Darstellung auf die Einzelwissenschaften abstellt. Die Philosophie ist in ihrer Bedeutung für die Erkenntnis zurückgetreten, sie läuft einigermaßen hinter den Erfahrungswissenschaften her, sie nimmt kaum mehr einen merklichen Einfluß auf deren Entwicklung. Es ist sehr reizvoll, der kundigen und ihrer selbstsicheren Führung Cassirers durch das Jahrhundert Wissenschaft seit Hegels Tode zu folgen. Es ist die Bilanz, die ein souveräner Geist dieser Zeit selber zieht. Es geschieht in drei Gängen: Der erste betrifft die Mathematik (Raumproblem und Zahlenbegriff) und die Physik, der zweite die Biologie, der dritte die Geschichte. In gewisser Weise erlaubt der Abschluß um 1930 auf diesen Gebieten eine verhältnismäßig geschlossene Darstellung: daß sich die Problematik zu verschieben beginnt, brauchte nur eben noch angedeutet zu werden, die Schatten, die diese Verschiebung vorausgeworfen hatte, waren für das Auge damals noch nicht recht sichtbar geworden. So trüben sie noch nicht die Geschlossenheit des Bildes, das Cassirer dem Leser bietet. Hilberts Beweistheorie, die semantische Theorie der Logik, die Wahrscheinlichkeitslehre und die mathematische Statistik, das bleibt, um nur einiges zu nennen, draußen. Ich weiß nicht recht, ob man heute noch als dritten Komplex neben Physik und Biologie die Geschichte wählen würde, ob man nicht die Sozialwissenschaften nehmen müßte, trotz allem Philosophieren über „Geschichtlichkeit“.

Die Perspektiven haben sich in den letzten dreißig Jahren wiederum verschoben.

Trotzdem sollte man an diesem Buche nicht vorübergehen. In den angedeuteten Grenzen unterrichtet es mit großer Zuverlässigkeit. Die Darstellung ist so luzid, wie man es bei Cassirer erwarten darf. Man mag gelegentlich darüber streiten, ob der Verfasser diese oder jene Lehre richtig interpretiert hat, mag manchen Akzent anders setzen, manches hervorheben wollen, was hier unterdrückt wird. Mit der vielfach stürmischen Entwicklung in einigen Wissenschaften seit 1930, wie in der Atomphysik, in der mathematischen Grundlagenforschung, in der mathematischen Statistik, hat die philosophische Besinnung nicht recht Schritt gehalten. Sie ist in der Existenzphilosophie sehr andere Wege gegangen. Die Schwierigkeit, die Entwicklung auf den genannten Gebieten hinreichend zu überschauen, auch unzulängliche Vertrautheit mit der Philosophiegeschichte haben dazu zusammengewirkt, daß heute, gedeckt oft durch die Autorität berühmter Namen, recht seltsame Wege zur Auflösung von erkenntnistheoretischen Fragen, die z. B. durch die Quantenmechanik aktuell geworden sind, vorgeschlagen werden. Hier tut eine Rückbesinnung auf die historische Entwicklung des Erkenntnisproblems in der Physik not: die Darstellung, die Cassirer gibt, ist die in philosophischer Hinsicht relevanteste.

Der zweite Teil über das Erkenntnisideal der Biologie und seine Wandlungen möge hier auf sich beruhen, er führt in großem Bogen vom Problem der Klassifikation und Goethes Metamorphosenlehre bis hin zum Vitalismusstreit (Driesch, Uexküll) und der sogenannten organismischen Auffassung Bertalanffys. Die enge Beziehung der Fragestellung auf Kants Kritik der Urteilskraft versteht sich bei Cassirer von selbst. Vor allem sei aber hingewiesen auf den dritten Teil, der Grundformen und Grundrichtungen der historischen Erkenntnis behandelt. Vielleicht ist dieser Teil der originellste, nicht so sehr was die Auswahl, wohl aber was die Behandlung der beispielhaft ausge-

wählten Autoren betrifft. Bezeichnend ist die kräftige Hervorhebung von Mommsen und Fustel de Coulanges, durch die die Institutionen zum eigentlichen Gegenstande der Geschichte werden – was der letztere gesät, hat dann die vergleichende Religionswissenschaft eingebracht. Schöne Seiten findet man über Ranke, über Taine, über Burckhardt.

Hembsen

Jürgen v. Kempfski

INDISCHE GOTTESLIEBE

Walther Eidlitz: Die indische Gottesliebe.
340 Seiten. 16 Bilder. 1955. 14,50 DM

Ders.: Der Glaube und die heiligen Schriften der Inder.

308 Seiten. 20 Bilder. 1957. 16,80 DM
Beide Walter-Verlag, Olten u. Freiburg i. B.

Diesen Büchern kommt unzweifelhafte Bedeutung zu als Einführung in eine uns im allgemeinen noch wenig bekannte Seite des Geisteslebens und der Frömmigkeit Indiens. Der 1892 in Wien geborene, jetzt in Schweden lebende Autor ist kein professioneller Indologe, sondern ursprünglich Schriftsteller, der 1924 mit dem Literaturpreis der Stadt Wien ausgezeichnet wurde. Es ist sein eigenes religiöses Suchen mehr als wissenschaftliches Interesse, das ihn 1938 nach Indien führte und ihn neun Jahre dort verweilen ließ, um sich unter der Führung von indischen Geisteslehrern in die Schätze jener uralten Überlieferung zu vertiefen. So ist er in das Wesen jener fremden Religiosität eingedrungen und kann sie uns schildern, wie sie sich in den Augen gläubiger Hindus darstellt. Prof. Stig Wikander, Uppsala, schreibt: „Er ist in echte indische Tradition eingeweiht worden. Das gibt Einsichten, zu denen kein Schreibtischphilologe im Abendland kommen kann.“ Nichtsdestoweniger hat sich Eidlitz um philologisch-kritische Erschließung einer Fülle im Westen bisher kaum bekannter Texte bemüht. Viele Stellen, vor allem des Bhagavata-Purana, das ihm als die Quint-

essenz aller indischen Weisheit erscheint, bietet er erstmalig in deutscher Übersetzung dar. Freilich spiegelt sich in der Auswahl wie in der Deutung des verarbeiteten Schrifttums eine persönliche Vorentscheidung des Autors wider. Es ist die Entscheidung für den Weg der *bhakti*, der dienend-liebenden Hingabe an den persönlichen Gott; innerhalb dieser für die Verehrung Gottes unter dem Namen *krishna* als seiner höchsten, innersten und unmittelbarsten Offenbarung; und, noch näher bestimmt, für jene Überlieferungskette, die auf den großen bengalischen *bbakta* Krishna Chaitanya zurückgeht (1486-1533, also ein Zeitgenosse Luthers).

Von dieser persönlichen Position her ist die Schau auf die vielfältigen, einander oft scheinbar widersprechenden Überlieferungen, Lehren und Praktiken bestimmt. So ergibt sich eine Sicht, die in ihren Wertungen und Akzentsetzungen weder von allen abendländischen Forschern, noch von allen indischen Weisen geteilt werden wird: etwa die Stufung der drei „klassischen“ Yoga-Wege, des *karma*-, des *jnāna*- und des *bhakti-yoga*. Danach erscheint der erste als die Ordnung äußerer Satzungen, die Pflichterfüllung einer noch auf Lohn hoffenden Seele; der zweite als Streben nach individueller Befreiung aus dem Kreislauf der Erscheinungen durch intuitive Einsicht in die Einheit des *ātman*, der individuellen Geistesseele, mit dem *brahman*, der unpersönlichen geistigen Grundlage der Erscheinungswelt; der dritte aber erst als völlige Lösung auch vom sublimsten Egoismus in der dienend-liebenden Hingabe an den persönlichen, überweltlichen Gott, als Selbstvergessenheit um Seinetwillen.

Der Darstellung des indischen Geisteslebens aus dieser Sicht kommt nun deshalb besondere Bedeutung zu, weil allzuoft der reine *jnāna*- oder Erkenntnis-Weg als die indische Religion schlechthin angesehen wird. Die gewaltige Gestalt des großen monistischen Systematikers Shankara (um 820), des endgültigen Überwinders des

Buddhismus in Indien, hat alle nachfolgenden Lehrer überschattet. Seine extreme Illusionstheorie: wie alle Erscheinungen, sind auch alle Unterscheidungen illusorisch, letztlich auch die zwischen dem Menschen und einem ihm gegenüberstehenden Gott, wirklich ist nur das unpersönliche *brahman*, von dem verschieden zu sein, des Menschen Selbst (*âtman*) nur *wäbnt* – diese Illusionstheorie gilt heute vielen Indologen und vor allem vielen Laien als die authentische, letztgültige Deutung aller indischen religiösen Texte. Darum ist die Begegnung mit dem breiten Überlieferungsstrom des indischen Theismus von großer Bedeutung für eine Neueinschätzung der indischen Religiosität.

Viele gängige Vereinfachungen werden so in Frage gestellt. Es ergeben sich neue Berührungspunkte zwischen indischem und abendländischem Denken, vor allem auch mit dem Christentum. In dem Kapitel „Christus und die Avatare“ (die „Herabstiege“ Gottes in geschöpfliche Gestalten) in „Die indische Gottesliebe“ weist Eidlitz auf Ähnlichkeiten wie auf Unterschiede hin. Der Europäer, der sich der fremden Überlieferung verschrieben hat, gibt eine fruchtbare Anregung. Bewußte Vertreter des abendländischen Geisteserbes und des christlichen Glaubens sollten sie aufgreifen und das Gespräch fortführen.

Salzburg

Matthias Vereno

SCHWIERIGE SPRACHANALYSE

Gerhard Storz: *Sprache und Dichtung*. Kösel Verlag, München 1977. 440 Seiten. 19.80 DM

Mit einer Kritik der gegenwärtigen Literaturkritik setzt ein neues Buch von Gerhard Storz ein, dessen eigentliche Absicht gar nicht die Polemik ist, sondern die „Perspektiven zu gewinnen, unter denen sich neuere, ja neueste Dichtung zusammen sehen läßt mit der älteren, überlieferten“. Eben dieser Absicht wegen aber reibt sich Storz an einer

gängigen Art Kritik, die er für die ganze nimmt. Sie fordere nur Repräsentanz für die Gegenwart, das Neue nur gelte ihr als Wert, und so werde das Heutige vom Vergangenen abgetrennt. Statt Bezauberung und Unterhaltung verlange sie „Aussage“, wohl gar noch „verbindliche“.

Diese Kritik einer allzu aktualisierten und soziologisierten Literaturkritik hätte man sich, mag sie auch ungerecht sein, noch schärfer gewünscht: es fehlt eine Analyse von Exempeln. Gegen Storz einzuwenden wäre unter anderem, daß es in Deutschland nun einmal weder einen tradierten noch einen einflußreichen literary criticism gibt und daß das Problem der Gestalt in den bei uns geübten kurzen Formen der Kritik beinahe mit Notwendigkeit an den Rand abgedrängt wird, nicht zuletzt auch deshalb, weil sich über deutsche Sprache weder leicht noch kurzweilig schreiben läßt. Kann Storz etwa mit „Sprache und Dichtung“ uns da helfen? Ihm geht es ja ausschließlich um die „Struktur des Werks“, um Dichtung „als sprachliche Prägung“, und er versucht sich an einer grammatischen Poetik – „grammatisch“ von vornherein, weil es für Storz keine zwei Sprachen gibt, eine des Sprachkunstwerks, eine des profanen Sprachgebrauchs. Eine Sprache: und sie ist fast schon ein mythisches Wesen, wie bei Karl Kraus, an den Storz sich so ausdrücklich anschließen möchte wie an Haecker und Süskind.

Die Auseinandersetzung mit dem Buch ist nicht leicht. Storz hat eine nicht sehr glückliche Manier, bestimmte Aussagen ständig zurückzunehmen, so heißt es etwa, das dichterische Wort vermöge „den Anschein“ zu erwecken, daß Wirklichkeit völlig in Sprache übergehe, „oder gar jene Grenze zu überschreiten“. Das wäre ja kein Anschein mehr, sondern magische Identität von Wort und Sache, von Subjekt und Objekt, und sie vinifiziert Storz allen Ernstes für die Dichtung, besonders für die Lyrik. Er möchte in den Sprachelementen der Dichtung mehr sehen als Zeichen, Chiffren, die ihm offenbar als etwas Niedriges gelten. Die Möglichkeiten einer semantischen Ästhetik, die das Kunst-

werk als Zeichenkomplex sieht, werden also außer acht gelassen zugunsten einer unentschiedenen, von sich selbst nicht ganz überzeugten Mythologie.

Schulbekanntes vor allem rekapitulieren dann die Kapitel über Vers – durchzogen von Polemik gegen Andreas Heuslers Lehre – und über Stil. Wieder neigt Storz hier, im Kapitel über Stil, irrationalen Auffassungen zu: die Dreiheit der Gattungen soll apriori gegeben und nicht aus der Erfahrung abzuleiten sein. So aber verliert sich die Poetik der Gattungen bei Storz genauso wie bei vielen Vorläufern in eine Art mystischer Wesenschau. Endlich führt auch der Traditionalismus und Klassizismus von Storz nicht selten zu heute fragwürdigen Formulierungen. Wagen wir noch ohne weiteres von einer Einheit von Form und Inhalt in Dichtung und Sprache oder von der Ganzheit und Geschlossenheit der Dichtung zu sprechen? Wir erfahren doch eher ihre Brüchigkeit und das Bewußtsein dieser Brüchigkeit in den Werken.

Nun enthält der kompakte Band doch manches Gute, weniger im Grundsätzlichen als in der Behandlung von Einzelfragen. Die sprachlichen Interpretationen ausgewählter Stellen aus Werken von Andres (der allerdings überschätzt wird), Benn, Goethe, Grimms Märchen, Kafka, Kleist, Langgässer, Mallarmé, Rilke, Schiller, Stifter, Trakl sind so lesenswert und nützlich wie der Abschnitt über Sprache und Sprechen: die „Bindung des Sprechens an die Leiblichkeit“, der Aufbau der Sätze aus Atemeinheiten, „Kola“ (dies im Anschluß an Wolfgang Kayser) leuchten ein. Storz hilft mit seinen Bemerkungen zu Pausen, Intensität und Melodie, Rhythmus und Reim wirklich zu einem genaueren, horchenden Lesen, zu einem besseren Nachvollzug des Sprachkunstwerks durch den Empfänger. Sein Buch hat hier einen nicht gering zu veranschlagenden pädagogischen Wert.

Die Bedeutung des zentralen Kapitels über das dichterische Bild liegt wiederum mehr in den Einzelinterpretationen als in der allgemeinen Theorie. Storz arbeitet der notwen-

digen Neuinterpretation der „schwierigen“ Bildlichkeit moderner Dichtung vor: ihre Besonderheiten, wie Bilderreihen, Bildverschlingungen, Assoziationen, werden deutlich gemacht. „Die Bilder sind immer dabei, sich in Zeichen zu verdünnen, und die Zeichen schwellen wieder zum Bild...“ Storz tritt auch für die Berechtigung des widersprüchlichen Bildes ein, und seine einseitige theoretische Rückführung des Bildes auf den Vergleich hebt er praktisch auf: schon bei Mallarmé werde nicht mehr im einzelnen verglichen. „Die tropischen Figuren fangen an, zu Figuren einer stummen imaginativen Musik zu werden.“

Bilder verblassen im Lauf der Sprachgeschichte zu Zeichen. Soll man das bedauern? Storz erkennt an, daß die Wendung zur Abstraktion in der Sprache selbst angelegt ist; sie zielt ab auf die Geschlossenheit eines funktionalen Systems, und in früher Zeit erscheint der begriffliche Ausdruck sogar als einer der „unmittelbaren Bemächtigung des Erscheinenden“ gegenüber dem Umweg des Bildes. Auf höherer Ebene kehre jedoch nach der Entbildung die Bildkraft der Sprache wieder. „Liegt aber dieser ‚Spiral-tendenz‘ der Sprache die fortschreitende Antwort zugrunde, welche der Mensch auf das Wirkliche und das Seiende gibt?“ So kühne und doch sinnvolle Spekulation versöhnt mit schwächeren Partien des ungleichmäßig gelungenen Buches

Freiburg i. Br.

Helmut Olles

ZAUBER DER FARBEN

Walter Erben: Marc Chagall. *Prestel-Verlag, München 1957. 160 Seiten Text mit vielen Abbildungen. 28.50 DM*

Im Gegensatz zu den zahllosen, oft luxuriös ausgestatteten, manchmal aber schlecht gedruckten Bildbänden über moderne Kunst, die seit einigen Jahren die Auslagen der Buchhandlungen füllen, haben wir hier ein Kunst-Lesebuch vor uns. Das heißt nicht, die Abbildungen seien nebensächlich behandelt

worden. Im Gegenteil. Selten findet man in einer Publikation über einen Maler der Gegenwart so vorzüglich reproduzierte Farbtafeln, deren Herstellung gerade im Falle Chagall große Sensibilität verlangt, die für ein Buch über diesen Magier der Farbe aber gleichwohl unumgänglich sind. Wenn also ein großer Reiz dieser Veröffentlichung sicher ihre geradezu bibliophile Gestaltung ist, so liegt doch das Hauptgewicht auf dem 160 Seiten starken, geschlossenen Text, der, nur von 12 Farbtafeln unterbrochen, von zahlreichen Randzeichnungen und Illustrationen spielerisch begleitet, die geistige Auseinandersetzung mit dem Werk des siebzehnjährigen Künstlers zum Inhalt hat.

Walter Erben, durch eine Arbeit über „Picasso und die Schwermut“ vor einigen Jahren bekannt geworden, verfolgt, auf reichhaltiges authentisches Material gestützt, den Lebensweg des Malers, der aus dem russischen Witebsk mit mehreren Unterbrechungen immer wieder nach Frankreich führt, das heute seine zweite Heimat ist.

Was sonst so leicht mißglückt und zu dem irrigen Schluß führt, die Lebensstory eines Künstlers habe Einfluß auf die künstlerische Qualität seines Werkes, gelingt dem Autor überzeugend: nämlich zu zeigen, wie die Ereignisse und die Stationen seines Lebens für sein Werk über das Anekdotische hinaus archetypischen Charakter angenommen haben. Erinnerter und Erlebter fließen auf den Bildern Chagalls zusammen und bilden ein Arsenal von Formen, die in einzelnen Details zwar stets ihre optisch kontrollierbare Gegenständlichkeit behalten, aber aus dem alltäglichen Zusammenhang gelöst, in völliger Freiheit neu kombiniert werden. Ein tanzender Frauenkörper mit einem Eselskopf etwa, ein Hahn,

dessen Schwanz aus einem Blumenstrauß besteht, einige Häuser und eine Petroleumlampe, die auf einem Bilde schweben, sind nicht nur die Requisiten von Begebenheiten aus dem Leben des Künstlers, sondern vermitteln etwas von der überraschenden Hellsichtigkeit eines Traumes, der uns glauben läßt, wir seien den Geheimnissen der Schöpfung nähergekommen. Wie ein Symbol dafür ziehen sich Motive aus der jüdischen und bäuerlichen Umgebung seiner Kindheit durch das gesamte Werk. Kindheit und Heimat, hier identisch mit dem Urgrund des Lebens, sind ihm stets gegenwärtig, mischen sich immer wieder unmittelbar in das aktuelle Geschehen und geben ihm eine eigentümliche Beleuchtung. Das drückt sich aber nicht nur in den Bildmotiven, sondern auch in Chagalls wichtigstem formalem Ausdrucksmittel, der Farbe, aus, der Erben mit Recht einen großen Teil seiner Ausführungen widmet. Anders als bei Kokoschka, dessen Malerei oft einer psychoanalytischen Enthüllung gleicht, beruht die magische Wirkung Chagallscher Bilder auf ihrem spezifischen Farbklang, der ein unauflösbares Ganzes ist wie eine atmosphärische Stimmung.

In einfacher Sprache, ohne jede Pose bringt Erben das zum Ausdruck, indem er die wichtigsten Werke im Zusammenhang mit der jeweiligen Lebenssituation des Künstlers chronologisch beschreibt. Trotzdem geht etwas von dem poetischen Zauber der Kunst Chagalls auf den Text des Autors über. Vielleicht greift man deshalb so gern zu diesem Buch, weil sein Inhalt ein notwendiges Äquivalent bildet zu unserer rational durchdachten, technisch perfektionierten Wirklichkeit.

Berlin

Walter Birenheide

DIE ANONYME STADT IM DEUTSCHEN ROMAN

Soviel sich auch geändert hat beim Roman-schreiben: eins haben sie jedenfalls noch gemein mit dem sozusagen klassischen Roman des neunzehnten Jahrhunderts unsere heutigen deutschen Romane, sie kommen nicht um die Wahl eines bestimmten Schauplatzes herum, und dieser Schauplatz ist meistens eine große Stadt. Nicht Frankfurt, nicht München, nicht Hamburg oder Köln, sondern eben eine große Stadt. Irgendeine große Stadt mit viel Verkehr, mit einem wimmelnden Geschäftsviertel, mit Villenstraßen und Hochhäusern, mit Parks und abendlichen Lichtreklamen, mit einem Fluß und Brücken darüber, und wenn dieser Fluß sehr breit ist und Strom genannt wird, kann man gelegentlich Mutmaßungen anstellen, ob nicht Hamburg oder Köln gemeint sei.

Es gibt dann und wann Ausnahmen, meistens zugunsten Münchens. Diese Stadt zehrt von einer gewissen wohlerworbenen literarischen Eigenständigkeit, von einer Schauplatztradition, die von Paul Heyse bis zu Thomas und Heinrich Mann reicht. Aber das sind die Ausnahmen. In der Regel entscheidet sich ein deutscher Romanverfasser, wenn er heutiges Leben und Treiben zum Vorwurf nimmt, für die Einheitsstadt, für die Großstadt im DIN-Format, die allen auftretenden Ansprüchen gerecht wird und keinen Namen benötigt, weil sie nahezu überall stehen könnte.

Nun, so könnte man mutmaßen, gleichen sich ja die enorm fleißig wiederaufgebauten Großstädte oft zum Verzeifeln, wenn man einen groben Betrachtungsraster anlegt. Es sind meist hastige Improvisationen aus Stahl, Beton und Glas, schnell fertiggestellt wie ein Braten im Infrarotgrill; und jener Stoff wie der von Träumen gehörte nirgendwo zur Planung. Ist es diese Prosperity-Gleichförmigkeit vieler deutscher Groß-

städte, die unsere Romanciers veranlaßt, ihnen den rechten Namen zu geben, indem sie ihnen gar keinen geben? Oder ist diese merkwürdige Anonymität vielleicht ein gewisser Ausdruck für einen tieferen Verlust, für ein Fehlen und Nichtzurhandsein jedenfalls?

Es bedarf gar keines besonderen Aufwandes literarhistorischer Kenntnisse, um zu erkennen, daß das Verhältnis der deutschen Literatur zur großen Stadt nie sonderlich herzlich war. Zu einer Zeit, als London und Paris schon längst mächtige Stimulantia der literarischen Inspiration waren, galt die Stadt bei uns noch kaum als dichterischer Gegenstand. Man blättere diesbezüglich bei dem einzigen Genie des Romans der deutschen Romantik nach, also bei Jean Paul. Was will es denn besagen, daß in einer der letzten Novellen E. T. A. Hoffmanns das Biedermeier-Berlin aufblinkt oder Stuttgart bei Mörike? Hat es bemerkenswerte Folgen gehabt, daß die Brüder Hardt unentwegt auf Berlin hinwiesen? Selbst bei Fontane kommt die Stadt Berlin oft kümmerlicher weg als die Mark Brandenburg. Bei Raabe gar im „Roman der Sperlingsgasse“ gerät sie zu einem Kleinstadt-Idyll, obwohl sie schon eine Dreiviertelmillion Einwohner hatte. Georg Hermann in seinem vielgelesenen „Jettchen Gebert“ schreibt einen historischen Roman des Berliner Biedermeiers inmitten einer Dreimillionenwirklichkeit. Einen denkwürdigen Rang halten nur drei Versuche, aus dem Riesentopf Berlin zu schöpfen. Das ist ein Theaterstück, nämlich Gerhart Hauptmanns „Ratten“ und zwei Romane: Heinrich Manns „Schlaraffenland“ und – das weitaus großartigste Exempel – Alfred Döblins „Berlin, Alexanderplatz“. Daß in den zwanziger Jahren selbst die Unterhaltungsromane zunehmend in Berlin angesiedelt wurden, schlug nicht mehr richtig zu Buche. Es bleibt nur noch zu sagen, daß Deutschlands bisher größter Romancier, Thomas Mann, nie ein Verhältnis zu Berlin

gewann und sich mit Lübeck und München begnügte.

Berlin konnte als magischer Schauplatz nie, auch in seinem größten Jahrzehnt nach dem ersten Weltkriege nicht, in eine vergleichbare Konkurrenz zu London und Paris oder New York treten. Ein einziger war spät und großartig am Werk, die Reichshauptstadt in eine artistische Qualität zu verwandeln, wie dies in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Baudelaire für Paris vollbrachte: Gottfried Benn in vielen seiner Gedichte und auch in seiner Prosa. Seine Beschwörung Berlins war selbst dann noch packend, als es im „Ptolemäer“ um das größte Ruinenfeld der Welt ging. Er hat bei diesem Tun keinen gleichrangigen Weggenossen gefunden. Rilke schmiegte sich zwar sofort in das historisch gesicherte Kunstklima von Paris ein, Berlin hingegen hat ihn bei zwei längeren Aufenthalten gleichgültig gelassen.

Man könnte fast die Frage aufwerfen, ob jenes Schicksal, das man Berlin nach dem zweiten Weltkriege bereitete und das die Welt bis heute mehr oder minder gelassen erträgt, nicht weit schwieriger zu inszenieren gewesen wäre, wenn es sich vorher literarisch ins Gedächtnis der Menschheit eingeschrieben hätte wie andere Metropolen. Kein Zweifel: es war auf dem Wege dazu, Döblin und Benn waren mächtige Stimmen, und der „Spleen de Berlin“ trug bereits Farben eines unverwechselbaren Zaubers. Aber es hätte wohl noch weit mehr bedurft, um durch künstlerische Verklärung auch jenen Mangel wettzumachen, der in Berlins Geschichtsarmut und Traditionsdürftigkeit bestand. Man wird vielleicht sagen können, daß es zum Beispiel Wien in den bösen Jahren nach 1945 aus den entgegengesetzten Gründen leichter hatte, sich als Stadt und Hauptstadt zu behaupten.

In der merkwürdigen Namenlosigkeit der deutschen Romanstädte treffen sich Verlegenheiten von gestern und heute. Um in und mit einer Stadt unbekümmert und doch mit aller anschaulichen Bezüglichkeit schalten und walten zu können, muß ihr jene überprovinzielle Bedeutung eigen sein, die erst

den Umschlag von der Quantität in die künstlerische Qualität möglich macht. Wenn Flaubert seine „Madame Bovary“ ausdrücklich in eine Provinzstadt verlegt, dann ist der Gegensatz zur Hauptstadt schon im Thema gegeben, denn ohne Paris könnte man ja gar nicht Provinz sagen. Man findet heute in der Bundesrepublik hin und wieder einige verschämte Genugtuung über unsere „kulturelle Vielfalt“, praktisch also über unsere Hauptstadtlosigkeit. Und etwas Wahres ist schon daran, daß der unentwegte Vorwurf des Provinzialismus begrifflich etwas in der Luft hängt, solange ihm keine Antithese gegenübersteht. Demnach haben wir heute lauter Hauptstädte, jedenfalls Landeshauptstädte, und formal ist Berlin heute auch nur eine unter ihnen. In Wahrheit ist jedoch gerade jene Dialektik gestört, die Unterschiede schafft und Wertungen reguliert. Es besteht das groteske Paradox, daß wir wirtschaftlich einer der modernsten Industriestaaten der Welt sind, mit England um den dritten Platz in Leistungsfähigkeit wetteifernd, kulturell jedoch, jedenfalls literarisch, verharren wir in einer inneren Kontaktlosigkeit, wie sie etwa dem Biedermeier entsprach. Es ist auch demnach nicht ganz unverständlich, wenn ein moderner Autor, der sich durchaus als vollwertiges Kind seiner Zeit gebärden möchte, Bedenken trägt, die Metropolenlosigkeit seines Vaterlandes dadurch zu unterstreichen, daß er einen Roman, der, wenn er in England oder Frankreich domiziliert wäre, in London oder Paris spielen würde, nach Düsseldorf oder Frankfurt verlegt. Nein, er versucht die Schauplatz-Ebenbürtigkeit durch die Namensverschweigung herzustellen, und er wähnt, wir folgen ihm dennoch bereitwillig durch die anonyme Stadt mit viel Verkehr, mit einem wimmelnden Geschäftsviertel, mit Villenstraßen und Hochhäusern, mit Parks und abendlichen Lichtreklamen. Man findet dieses Verfahren sowohl in den reißerischen Illustriertenromanen, die von einem Team verfaßt werden und auf gleichmäßige Streuwirkung über das ganze Bundesgebiet bedacht sind, wie auch bei den

meisten diskutablen literarischen Bemühungen. Eine gewisse Ausnahme bildet bis heute (Heimito v. Doderer) noch Wien und allenfalls auch München; bei den anderen darf man raten, und es ist selten ein ergebnisreiches Raten. Die Personen haben Namen, die Probleme haben Namen, auch die Dinge und vor allem die Autos. Bloß der Schauplatz, die Stadt, bleibt namenlos. Und das ist in unserem literarischen Betrieb ein Phänomen, das zwar nicht gerade neu, aber heutzutage aus mancherlei Gründen und vor allem wegen seiner nicht verkennbaren Planmäßigkeit etwas aufregender ist als früher.

Denn, dies muß wohl betont werden, hier wird ja nicht eine realistische Pedanterie verlangt, keine spießige Topographie, sondern es wird das Abhandensein eines Mirakels beklagt – und dies soll wenigstens einmal öffentlich beklagt werden! Keine Literatur kann ganz getrennt von der Geschichte und den Schicksalen eines Volkes betrachtet und gewertet werden. Wenn man den Ursachen der allgemeinen Inferiorität der deutschen Epik innerhalb der Weltliteratur nachgeht, wird man immer wieder auf die seltsame Unfähigkeit stoßen, nicht so sehr ein Zentrum zu haben, sondern aus diesem Zentrum etwas zu machen, dieses Zentrum literarisch zu verklären und immer wieder aufglänzen zu lassen. Es hat eine Weile gedauert bis Notre Dame, die Champs-Élysées, der Montmartre und die Place Pigalle, bis der Tower, die Waterloo-Brücke und der Piccadillyplatz festgeprägte Vorstellungen waren, aber dann war mit ihnen und tausend anderen Symbolen ein epischer Schauplatz abgesteckt, auf dem eine Generation die jeweils nächste ablöste. In Rußland und Amerika war es das beflügelnde Bewußtsein eines ungeheuren Raums, das stellvertretend eine verwandte Wirkung hatte. Im außerösterreichischen Deutschland machte man eher aus Defektion Parolen; kaum gab es die Zentrale Berlin, als sich prompt eine „Los von Berlin-Bewegung“ in Gang setzte und die Heimatliteratur als Genesungsmittel empfahl.

Und so ist nun, als läge ein heimlicher Fluch darauf, der deutsche Romanschriftsteller bei jedem Werk von neuem gehalten, die Kulissen seiner Stadt zu stellen, all die Utensilien zu mischen, die den Schauplatz an zivilisatorischer Vollständigkeit einigermaßen konkurrenzfähig machen. Es hat dies alles etwas von einer eilig erstellten Filmstadt, bei der es nur auf Fassaden und Vordergrund ankommt, und es ist, bei aller oft aner kennenswerten Bemühtheit, darin Leben stattfinden zu lassen, ein armseliges Nichts gegen die paar Seiten bei Döblin, wenn etwa Franz Biberkopf über den Bayerischen Platz geht und die flatternden Erinyen grellen Slang sprechen oder in einem unvergeßlichen Gedicht von Gottfried Benn eine Dame eine U-Bahntreppe hinaufschreitet.

Berlin

Walter Lennig

BIBLIOGRAPHIE ROMANISCHER ZEITSCHRIFTEN

Es muß auffallen, wie die Schriftsteller der östlichen Länder mehr und mehr ins Blickfeld der westlichen Literaturkritik geraten. Besonders die französischen Zeitschriften widmen ihnen Raum. Der „Schriftsteller des Monats“ ist der Russe Boris Pasternak, dessen Roman „Doktor Schivago“, gleich nach dem Krieg begonnen, nun bei Feltrinelli in Mailand und Gallimard in Paris erschienen ist, während die russische Originalausgabe wohl niemals erscheinen wird. Auszüge aus dem Roman bringt „Preuves“ (Juni), Albert Moravia berichtet von einem Besuch bei „dem größten lebenden Dichter Rußlands“. In der gleichen Nummer schreibt Raymond Aron über die soziale Verantwortung des Philosophen und Robert Jungk über die Brüsseler Weltausstellung („die Ausstellung einer Welt in der Krise“).

Auch die „Lettres Nouvelles“ (Juni) bringen ausführliche Auszüge aus „Doktor Schivago“ – daneben „Träume aus der Besatzungszeit“ von Emile Szittyá. Die Mai-Nummer stellt eine Geschichte des Polen

Jaroslav Iwaskiewicz „L'envol“ in den Mittelpunkt (auch aus der Zeit der deutschen Besatzung) – Jean Wahl schreibt über John Cowper Powys und Ramond Dumay über Lesage, Georges Lubin entdeckt uns einige bisher unveröffentlichte Briefe der George Sand.

Auch die italienische Zeitschrift „Il Ponte“ (Florenz, Juni) widmet ihren Literaturteil dem dickleibigen Roman des Russen Pasternak.

Die „Temps Modernes“ stellen diesmal einen türkischen (natürlich kommunistischen) Dichter vor: Nazim Hikmet – im übrigen setzen sie ihre begonnenen Artikelserien fort.

Auch die Mai-Nummer der „Preuves“ widmet sich (neben dem unvermeidlichen Algerienproblem) einem östlichen Dichter: K. A. Jelski schreibt über Marek Hlasko, einen jungen (25jährigen) polnischen Schriftsteller, dessen Kurzgeschichte „Auf dem Wege zum Himmel“ als Beispiel folgt. Im gleichen Heft taucht noch ein anderer Pole auf, der freilich nun schon 140 Jahre tot ist: Roger Caillois hat beim Zusammenstellen einer Anthologie phantastischer Dichtung ein bisher zu drei Vierteln unveröffentlichtes Manuskript ausgegraben, das „Manuscrit trouvé à Saragosse“, eine Sammlung phantastischer Geschichten, die der polnische Archäologe Graf Jan Potocki um 1800 in französischer Sprache geschrieben hat. Auszüge daraus bringt die „Nouvelle Nouvelle Revue Française“ – der Text ist literarhistorisch von großem Interesse, bildet er doch stilistisch den Übergang von der illuministischen Dichtung des 18. Jahrhunderts (Cazotte, Saint-Martin etc.) zur romantischen Phantastik, die in Frankreich durch Hoffmann eingeleitet wird.

Die „Cahiers du Sud“ haben sich diesmal (April) ein sehr spezielles Thema ausgesucht: Jacopone de Todi (ein Franziskaner des 13. Jahrhunderts, der in seinen Laudes den Spuren seines Ordensgründers folgt) und die franziskanische Dichtung.

Zu erwähnen sind noch zwei ausführliche Besprechungen der „Critique“: Im April-Heft nimmt Jacques Lacan zu zwei neuen Gide-Büchern Stellung (Jean Delay: *La Jeunesse d'André Gide*, und Jean Schlumberger: *Madeleine et André Gide*), im Mai bespricht Yves Bonnefoy das große zweibändige Forschungswerk über den Marquis de Sade von Gilbert Lely, ein Buch, das nicht nur wegen der dichterischen Qualitäten seines Autors interessant ist, sondern vor allem auch klares Licht in das Leben und Treiben einer der dunkelsten Figuren des 18. Jahrhunderts bringt. Der zweite Band (beide Bände umfassen etwa 1200 Seiten!) ist jetzt bei Gallimard erschienen.

Die iberischen Zeitschriften bewegen sich zumeist in einer uns ferner liegenden Thematik. So schreibt Carbet de Melo in den „Cuadernos Hispanoamericanos“ (März) über Inspiration und Technik in der Kunst (*Teoría de la composición*), ein uns gewiß nicht mehr neues Problem. In den „Cuadernos Americanos“ aus Mexiko (Februar) findet sich eine Betrachtung über „Sentido y misión del pensamiento en Hispanoamérica“, die sich vor allem dem Philosophen Juan Baustista Alberdi widmet.

Im aktuellen Teil der spanischen Zeitschrift „Arbor“ (April) erfahren wir einmal etwas über die spanischen Literaturpreise, die in ihrer Vielfalt (wenngleich sie geringer dotiert sein mögen) mit den französischen wetteifern können. Im gleichen Heft schreibt Bernado Monsegú über „Koexistenz und politische Neutralität der Kirche“.

Das Interessanteste bietet uns wieder „Indice“: In den letzten Nummern (April bis Juni) Briefe von Unamuno, im Mai eine Betrachtung über den chilenischen Dichter Vicente Huidobro, der uns unbekannt ist, aber als Freund von Picasso, Hans Arp und Apollinaire im Pariser Kunstleben eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat. In der Juni-Nummer entdecken wir dann eine Reihe von bekannten Namen: den meisten

Raum beansprucht eine Diskussion um den Chilenen Pablo Neruda; Lopez Alvarez nimmt den klassenkämpferischen Dichter gegen Ricardo Paseyro in Schutz, obwohl auch er „Ermüdungserscheinungen“ in den letzten Werken wahrnehmen muß, weil nun einmal „der Kommunismus wie der Puritanismus eine ausweglose Sackgasse für den Dichter“ bedeutet. Concha Zardoya schreibt über Gabriela Mistral, der bekannte Lyriker Vicente Aleixandre widmet ihr einige Verse. Das Drama „Criminel de guerra“ (Auszüge im gleichen Heft) stammt von Calvo Sotelo, der ja nun mit seiner „Mauer“ auch auf unseren Bühnen aufgetaucht ist. Das vielleicht Aufschlußreichste am Rande: Die Zeitschrift, die

gewiß das zur Zeit lebendigste kulturelle Organ Spaniens darstellt, legt ihren letzten Heften einen Fragebogen bei, der unter anderem seine Leser fragt, ob sie die aktuelle Richtung der Zeitschrift bejahen oder ob sie die älteren Klassiker gegenüber den Jungen bevorzugen – die meisten Zeitschriften entschieden sich für die „avantgardistische“ Richtung, von einigen Klerikern abgesehen. Die sehr vorsichtig formulierte Frage nach der „concordancia politica“ der Zeitschrift wird von den meisten vorsichtig beantwortet, einige aber geben auch recht kurz und bündig, und dadurch scharf und unmißverständlich, ihrer Meinung Ausdruck: „Libertad, Libertad y tolerancia.“ K.G.S.

NOTIZEN

LANGSTON HUGHES, geboren 1902 in Joplin, Missouri, hat Gedichtbücher, Romane und Erzählungen veröffentlicht, aus denen Proben auch ins Deutsche übertragen wurden. Die hier abgedruckte Erzählung wird zusammen mit anderen seiner Kurzgeschichten demnächst in dem Bande „Lachen um nicht zu weinen“ Nr. 676 der Inselbücherei erscheinen.

HELMUT LAMPRECHT, geboren 1925 in Ivenrode, veröffentlichte im Eremiten Verlag V. O. Stomps ein Bändchen Gedichte. Die NDH brachten von ihm in Nr. 37 den Aufsatz „Der Erzähler und das Lyrische“.

Der Aufsatz von Professor DR. PETER R. HOFSTÄTTER, Rektor der Hochschule für Sozialwissenschaften, Wilhelmshaven, geht auf einen Vortrag im Rahmen der Darmstädter Gespräche zurück.

Von GERHARD NEBEL, geboren 1903 in Dessau, brachten wir zuletzt in Heft 38 den Aufsatz „Marrakesch März 1957“. Die

Homer-Aufzeichnungen gehören in den Umkreis eines in Arbeit befindlichen Homer-Buches.

Die bisher unveröffentlichten russischen Tagebuch-Aufzeichnungen ERNST BARLACHS werden im ersten Band der Prosaschriften Barlachs, den der R. Piper Verlag, München, im Herbst herausbringt, erscheinen.

HERBERT EISENREICH, geboren 1925 in Linz, veröffentlichte zuletzt den Erzählungsband „Böse schöne Welt“, über den wir in Heft 36 eine Rezension brachten.

Wir weisen noch darauf hin, daß die in Heft 47 in der Übersetzung von Bernhard Böschenstein abgedruckten Stücke aus „Tel Quel II“ von PAUL VALÉRY in einem umfangreichen Auswahlband desselben Werkes in absehbarer Zeit im Insel Verlag erscheinen werden.

Berichtigung: In Heft 48, Seite 338, 11 muß es heißen Germaine Richier, nicht Richter.

Neue Bildbändchen in der Reihe „Das Kleine Buch“

Orchideen

115

Von Gerhard Nebel. 48 Seiten mit 23 Farbtafeln nach Aquarellen von Franz Xaver Brunner

Orchideen aus einer fast vergessenen Sammlung Wiener Aquarelle. Gerhard Nebel hat in einem begleitenden Essay versucht, das Abenteuerliche und Besondere im Wesen der maskenähnlichen Blüten zu deuten. Ein an Originalität und Ideenreichtum gleichwertiger Text zu den schönen alten Bildern, in denen der Künstler das Geheimnis des Wachsens, wie es ein Farbfoto nie ausdrücken kann, eingefangen hat. Ein farbiges Geschenkbandchen, das den Freund des Aquarells wie auch den Naturliebhaber fesseln und den exotischen Gewächsen neue Freunde gewinnen wird.

Alfred Kubin

117

Von Wolfgang Schneditz. 8 Textseiten mit 2 Vignetten, dazu 36 ganzseitige Bilder

Mit dem Namen des Zeichners Kubin verbindet sich schon zu seinen Lebzeiten Legendar-Mythisches. Diese Auswahl bringt 38 bisher nicht veröffentlichte Zeichnungen aus den dreißiger und vierziger Jahren. Der Herausgeber kennzeichnet das Oeuvre des Meisters „als ständigen Akt der Selbstbefreiung“. Hier sind sie niedergeschrieben: sein Leid, seine Freuden, seine Ängste und Träume, seine grotesken und humorvollen Visionen. Allen eignet jenes unverwechselbar „Kubineske“, das in der Kunstgeschichte längst zu einem festen Begriff geworden ist.

Europäische Kinderbilder

119

Von Mechthild Kranzbühler. 48 Seiten, davon 23 farbige und 6 einfarbige Tafeln

Eine reizvolle Sammlung europäischer Kinderbilder aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Sie gibt neben der Freude am Thema Einblick in die Entwicklung der Malerei seit der Romantik, von Runge über Renoir bis Macke und Kokoschka. Die Autorin begleitet die Bilder mit kurzen, instruktiven Texten, und ein Anhang ermöglicht Interessierten, sich über die Maler genauer zu informieren.

Jeder Band 2.20 DM

C. B E R T E L S M A N N V E R L A G

Soeben erschienen:

CHRISTIAN WINKLER

Gesprochene Dichtung

Textdeutung und Sprechanweisung

224 Seiten und 48 Seiten Textanhang, Ganzleinen mit Schutzumschlag DM 19.80

Der Marburger Professor für Sprechkunde verbindet in diesem Werk gehaltliche, stil- und sprechkundliche Aspekte zu einer geschlossenen Betrachtungsweise, die allein den der Dichtung entsprechenden Nachvollzug im mündlichen Vortrag ermöglicht. Schritt für Schritt werden die sprecherischen Ausdrucksmittel an höchst verschiedenen Gestalten dichterischer Sprache erworben, und es wird der Weg gewiesen, wie Dichtung im gelauteuten Wort erschlossen wird.

Inhalt: Zur Einführung / Matthias Claudius „Exempel“ / Verfasser unbekannt „Das rote Meer“ / Grimm „Die Lebenszeit“ / Grimm „Rumpelstilzchen“ / Johann Peter Hebel „Kannitverstan“ / Adalbert Stifter „Das Gewitter“ / Wilhelm Raabe „Des Bürgermeisters und Seifensieders Tresewitz' Rede gegen das Horn von Wanza“ / Friedrich Nietzsche „Vom Lesen und Schreiben“ / Franz Kafka „Der neue Advokat“ / Conrad Ferdinand Meyer „Spielzeug“ / Moritz Jahn „Die Toilette“ / Eduard Mörike „Der Feuerreiter“ / Theodor Fontane „Archibald Douglas“ / Johann Wolfgang Goethe „Der Fischer“ / Rainer Maria Rilke „Samuels Erscheinung vor Saul“ / Rudolf G. Binding „Spruch für eine Sonnenuhr“ / Johann Wolfgang Goethe „Wanderers Gemütsruhe“ / Dr. Owlglass „Alter Stromer“ / Gottfried Keller „Abendlied“ / Friedrich Hebbel „Abendgefühl“ / Annette von Droste-Hülshoff „Im Moose“ / Johann Wolfgang Goethe „Wiederfinden“ / Friedrich Hölderlin „Hyperions Schicksalslied“ / Ernst Bertram „Sibylle im Dom zu Bamberg 1913“ / Friedrich Gottlieb Klopstock „Die frühen Gräber“ / Friedrich Hölderlin „Abendphantasie“ / Friedrich Schiller „Das Glück“ / Hermann Hesse „Im Nebel“ / Arno Holz „Unvergeßbare Sommersüße“ / Georg Trakl „Der Herbst des Einsamen“ / Hans Carossa „An eine Katze“ / Wilhelm Lehmann „Früchte“ / Zum Beschluß / Sachweiser / Quellen der zeitgenössischen Dichtungen / Schrifttumsverzeichnis / Textheft mit Sprechanweisung im Anhang

Vom gleichen Verfasser liegt vor:

Deutsche Sprechkunde und Sprecherziehung

unter Mitarbeit von Erika Essen

497 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Ganzleinen DM 19.80

Durch jede Buchhandlung zu beziehen!



PÄDAGOGISCHER VERLAG SCHWANN



R E P R Ä S E N T A T I V

für weite Kreise der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Führungsschicht unseres Volkes ■ auf Grund klarer, unbeirrbarer Zielsetzung aus christlich-abendländischer Verpflichtung ■ weitgespannter politischer Konzeption und ■ wegweisender Wirtschaftspublizistik bei völliger geistiger und materieller Unabhängigkeit.

Rheinischer Merkur

DIE REPRÄSENTATIVE ZEITUNG DEUTSCHLANDS

Verlagshäuser in Köln und Koblenz

Korrespondenzanschrift: Koblenz, Roonstraße (Pressehaus)

GLEB STRUWE

Geschichte der Sowjetliteratur

2. Auflage, 595 Seiten, Leinen 38.- DM

„Spät genug erscheint dieses einzigartige Standardwerk über die russische Literatur der Sowjetzeit.“ *Literaturanzeiger, Freiburg*

„... ragt dieses umfangreiche Werk deshalb als Gipfelleistung hervor... Mit großer Sachkenntnis, Unvoreingenommenheit und Klarheit schildert dieser Spezialist der slawischen Literatur die Entwicklung der sowjetischen Literatur in den verschiedenen Perioden der politischen Geschichte der UdSSR.“ *Die Weltwoche, Zürich*

„Das Werk vermittelt eine erregende Begegnung mit dem Geist des modernen Rußlands.“ *Schweizer Rundfunk- und Fernsehzeitung, Bern*

ISAR VERLAG MÜNCHEN 22

GÜNTER BLÖCKER

DIE NEUEN WIRKLICHKEITEN

Linien und Profile der modernen Literatur

„Es ist nach dem Krieg kein Essayband über moderne Literatur erschienen, der es mit Günter Blöckers ‚Neuen Wirklichkeiten‘ aufnehmen könnte. Wo gab es seither eine so bedeutende und umfassende Kenntnis der modernen Literatur überhaupt und wo wurde jemand diesen so verschiedenen Temperamenten, Begabungen, Talenten und den wenigen Genies so gerecht?“ *Frankfurter Neue Presse*

„Blöckers blanke Intelligenz gehört zu den verheißungsvollsten Erscheinungen der zeitgenössischen deutschen Literatur. Eine übernationale Literatur-Konzeption ist ihr vorgegeben und ganz selbstverständlich. Eine solche Begabung ist stellvertretend für das Ganze einer Literatur, in welcher der Kult der Hoffnungslosigkeit vielfach zu einem ungeprüft übernommenen Schlendrian ausgeartet ist. So bequem macht es sich Blöcker nicht. Im Vergangenen zeigt er Ansatzpunkte neuen Werdens, mit einer zugriffigen Intensität. Seine Kritik ist Ansporn für Mut und musische Wachheit, seine Erwartungen haben das Naturrecht des Lebens und alle Berechtigung auf Grund seiner außergewöhnlichen Gaben und ihrer Leistung. Gruß ihm!“ *Max Rychner in Die Tat, Zürich*

372 Seiten · Leinen 13.80 DM

ARGON VERLAG BERLIN W 35

Allein den Betern kann es noch gelingen

Eine Sammlung christlicher Lyrik, herausgegeben von Richard Boehinger.

2. Auflage 1958. 244 Seiten. Leinen 9,80 DM

Eine neue Anthologie christlicher Lyrik, bewußt unter Reinhold Schneiders dichterisches Wort gestellt und als erste Nachkriegssammlung solchen Gehaltes die Berechtigung dieser Überschrift beweisend: Denn hier ist sehr fein hervorgehoben im Gebotenen, was der Zeit und jeder Zeit tief verbunden und zugleich überlegen ist – lebendiges, innerlich klärendes und ordnendes Glaubenswort. Durch alle Epochen unserer Dichtung, vom Wessobrunner Gebet über die Hochblüte mittelalterlichen Gesangs und die Mystik weiter bis zur Auffächerung in Gemeindegesang lutherischer Prägung und zu den immer deutlicheren Eigenwegen von Dichtern der Klassik und Romantik führt die Sammlung und widmet sich liebevoll dem Gegenwärtigen, ohne es anders als nur durch sein besonderes, von ichverlorener Not und erkämpfter Klarheit geprägtes Dasein hervorzuheben. Suso Waldeck neben R. A. Schröder, Konrad Weiß neben Jochen Klepper, Gertrud von Le Fort neben Siegbert Stehmann – beide christlichen Konfessionen begegnen sich und zeigen alte und junge Kräfte.

Welt und Wort, Tübingen

Vom Wessobrunner Gebet bis in unsere Tage ist der Bogen christlicher Lyrik gespannt, die dieser Band vereint. Aus den Strophen deutscher Dichter aller Zeiten und beider Konfessionen hat Boehinger die Verse unter dem Gesichtspunkt „der Fruchtbarkeit des Gedichts im Leben des heutigen Lesers“ ausgewählt. Eine große Ernte dichterisch hochbedeutender, im tiefsten Sinne christlicher Lyrik ist eingebracht worden. Aufs Ganze gesehen kann man der Ansicht sein, daß Boehinger eine begründete und repräsentative Auslese traf. Sein Buch, dem Bernt v. Heiseler ein Geleitwort mitgab, wird von der christlichen Gemeinde und Leserschaft hoffentlich mit Eifer benutzt werden.

Das Neueste, Stuttgart

RUFER - VERLAG · GÜTERSLOH

In Kürze erscheint:

Der Lebensabend

Herausgegeben von Edith Mendelssohn Bartholdy. Etwa 260 Seiten.

Mit 16 ganzseitigen Abbildungen. Leinen ca. 10,80 DM

Aus der vielgehörten Sendereihe „Der Lebensabend“ entstand dieses Buch, das von der Kunst des Altseins und vom besonderen Sinn des Alters im Leben des Menschen spricht. Es soll ein Lesebuch für die alte Generation sein. Es wendet sich aber auch an diejenigen, die auf der Höhe ihres Lebens stehen und den Wunsch haben, selbst einmal ein möglichst gesundes und behagliches Alter zu erleben. Um dieses Ziel zu erreichen, müssen sie sich bewußt und systematisch auf das eigene Alter vorbereiten. Dieses Buch soll auch denjenigen helfen, die Pflichten gegen betagte Menschen in ihrem Lebens- und Berufskreis haben.

Der Leser findet in diesem Buch in erster Reihe Aufsätze, die reife Menschen, die auf ein langes Leben zurückblicken, für ihn geschrieben haben. Sie versuchen, ihren Standpunkt und ihre wohlerwogenen Meinungen dem Gleichaltrigen nahezubringen. Es äußern sich aber auch Frauen und Männer, die durch ihre Berufsarbeit Erfahrung über die Lage der alten Generation sammeln. Die Beiträge bringen keine Vorschriften, nur Ratschläge und Richtlinien, die dem Leser Anregung geben sollen, den eigenen Standpunkt zu finden. Der Inhalt der Aufsätze ist sehr verschiedener Art. Philosophische und psychologische Betrachtungen über Altern und Tod beantworten Fragen, die uns gegen das Ende unserer Tage naturgemäß stark beschäftigen. Vielen Menschen ist ihr Alter nur eine Last. Sie finden nicht die richtige Einstellung zu den Prüfungen der Altersjahre, um in würdiger Haltung ihren Lebensabend zu vollenden. In soziologischen, medizinischen und fürsorglichen Fachaufsätzen wenden sich Sachverständige an die Öffentlichkeit und die Behörden mit einer Klarstellung der Situation der alten Menschen und geben Anregungen zu neuen Maßnahmen. Der Unterhaltung und Belehrung dienen Aufsätze, die uns in das alte Berlin, nach Japan, in das Mittelalter und in die griechische Antike führen. Rckerinnerungen bringen den Lesern die eigene Jugend wieder nahe und fordern zu Besinnung und Betrachtung auf, die dazu verhelfen sollen, das Fazit des Lebens zu ziehen. Ergänzt werden die Aufsätze durch Fotos berühmter alter Männer und Frauen, die unsere Epoche mitgeformt haben.

RUFER - VERLAG · GÜTERSLOH

„Wien liebt es, einen Dirigenten, eine Operndiva, einen Filmstar über Nacht zur Berühmtheit zu erklären und dementsprechend zu feiern; Dichtern wird diese Ehre selten zuteil.“ Im Mittelpunkt eines solch ungewöhnlichen Ereignisses steht nun

H. C. ARTMANN

med ana schwoazzn dintn

2. Aufl. 4.-6. Tsd., 96 S., vierfarb. Pappeinband, Format 21x21 cm. DM 7.-

„Die Literaturhistoriker können notieren: Es war am 17. April 1958. An diesem Tag hat Wien seinen Troubadour entdeckt... Artmann ist ein unbeirrbarer Fanatiker der Wortkunst, ein Sänger, dem Klang und Sprache, Stil und Rhythmus auf nahezu mystische Weise aus allen Poren hervordrängen. Außerdem ist er ein Schalk, ein Satiriker, ein tiefschwarzer Humorist!“ *Express am Morgen*

„Wenn man auch nur drei Zeilen eines einzigen dieser Gedichte liest, steigt in neuer Farbe eine neue Wiener Welt auf, die noch niemand besungen hat und die doch immer schon neben uns dagewesen ist.“ *Hans Sedlmayr*

GEORG TRAKL

Gesamtausgabe Bd. I

JOSEF WEINHEBER

Sämtliche Werke Bd. I+II

FELIX BRAUN

Viola d'amore

HANS LEIFHELM

*Sämtliche Gedichte
Lob der Vergänglichkeit*

THEODOR KRAMER

Vom schwarzen Wein

JOSEF LEITGEB

Sämtliche Gedichte

WILHELM SZABO

Herz in der Kelter

MARIA ZITTRAUER

Die Feuerlilie

CHRISTINE LAVANT

Die Bettlerschale

CHRISTINE BUSTA

Lampe und Delphin

M. GUTTENBRUNNER

Opferholz

HERMANN LIENHARD

Das Spiegelhaus

RUDOLF STIBILL

Die köstliche Flamme

GERHARD FRITSCH

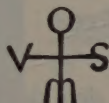
Der Geisterkrug

WIELAND SCHMIED

Landkarte des Windes

THOMAS BERNHARD

*Auf der Erde und in der
Hölle und in Hora Mortis*



L

Y

R

I

K

„Nur in Österreich scheint man des lyrischen Klanges noch sicher zu sein. Dort weiß man noch um das Geheimnis der schlichten Form, da steht die sinnliche Anschauung noch gleichberechtigt neben dem artistischen Ebr- und dem geistigen Bedürfnis. Es ist, als ob man von einer Melodie Österreichs in der deutschen Lyrik sprechen kann... und der Otto Müller Verlag ist ihr ein wagemutiger Wegbereiter.“ *Louis Windeck*

Neue Prosabändchen in der Reihe „Das Kleine Buch“

Bernt von Heiseler · Sinn und Widersinn

113

Novellen. 77 Seiten

Bernt von Heiseler gestaltet hier, sich an der strengen Form der Novelle orientierend, neun Lebensschicksale. Immer wieder zielen seine Dichtungen auf die heimlichen Kräfte der Seele. Für den vorliegenden Novellenband wird jeder dankbar sein, der an diese Kräfte glaubt.

Horacio Quiroga · Aufruhr der Schlangen

116

Übersetzung aus dem Argentinischen von Katharina Schirber. 72⁷¹ Seiten

Einer der bekanntesten Erzähler Lateinamerikas, Horacio Quiroga (1878–1937) knüpft mit dieser fesselnden Fabel vom Aufstand der Schlangen gegen ihre Ausbeuter im medizinischen Forschungsinstitut, bei der die Rollen für Stunden vertauscht sind, an uraltes Erzählgut vom Kampf zwischen Mensch und Tier an.

Leopold Sievers · Die Nixe

118

Erzählung. 78 Seiten

An der Unterelbe erzählt man sich, daß einmal im Jahr die Nixe für drei Tage aus dem Strom steigt und jedesmal einen Mann mit sich nimmt. Gibt es einen Zusammenhang zwischen dieser Legende und der Wirklichkeit? Auch Michel Tamen hatten sie tot aus dem Wasser geborgen. Wo aber war das Mädchen geblieben, mit dem er am Abend vor seiner Hochzeit davonsegelte? – Sievers, der mit seiner Erzählung „Serpentinen“ den Bertelsmann Novellenpreis erhielt, hat auch hier einen ungewöhnlichen Stoff überzeugend gestaltet.

Gerhart Hauptmann · Die versunkene Glocke

114

Ein deutsches Märchendrama. 94 Seiten

Dieses Märchenspiel war einst (1896) Hauptmanns größter Bühnenerfolg. Teils als Übertritt zur Neu-Romantik bejubelt, teils als Abfall vom Naturalismus mißbilligt, ist das Drama der erste abgeschlossene Beitrag zur eigenen Mythendichtung. Nach sechs Jahrzehnten trifft dies nun auf eine veränderte Welt. Aber der Glanz der Sprache, der echte Zugang zum Mythischen und die Kraft der Menschen-gestaltung lassen hoffen, daß die Begegnung fruchtbar sein werde.

Jeder Band 2.20 DM

C. B E R T E L S M A N N V E R L A G

Herbstneuerscheinungen 1958

Rudolf Borchardt

Übertragungen

Band V der Gesammelten Werke
ca. 544 Seiten. Leinen ca. 28,50 DM

Ernst Jünger

Jahre der Okkupation

1945 - 1948
ca. 320 Seiten. Leinen ca. 16,80 DM

Philipp Wolff-Windegg

Die Gekrönten

Sinn und Sinnbilder des Königtums
ca. 362 Seiten. ca. 10 Tafeln. Leinen ca. 22,50 DM

Edgar Morin

Der Mensch und das Kino

Eine anthropologische Untersuchung. Aus dem Französischen
übersetzt von Kurt Leonhard
247 Seiten. Engl. Broschur ca. 14,50 DM

Konrad Wolff

Psychologie und Sittlichkeit

274 Seiten. Leinen ca. 14,80 DM

Paul Helwig

Dramaturgie des menschlichen Lebens

ca. 216 Seiten. Leinen ca. 12,60 DM

Meditation

in Religion und Psychotherapie

Ein Tagungsbericht. Herausgegeben von Wilhelm Bitter
ca. 320 Seiten. ca. 12 Tafeln. Leinen ca. 17,80 DM

Elisabeth Plattner

Die ersten Lebensjahre

ca. 288 Seiten. Leinen ca. 15,80 DM

M. J. Hillebrand

Psychologie des Lernens und Lehrens*)

Eine anthropologisch-psychologische Grundlegung
172 Seiten. Leinen ca. 15,80 DM. Kartoniert ca. 11,80 DM

*) Gemeinschaftsverlag Hans Huber, Bern / Ernst Klett, Stuttgart

Ernst Klett Verlag



Stuttgart

Frankfurter Allgemeine

[illegible]

In der Bundesrepublik

und in 82 Ländern der Erde